



Leseprobe

Kazuo Ishiguro

Die Ungetrösteten
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



Seiten: 784

Erscheinungstermin: 15. März 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

KAZUO ISHIGURO

Die Ungetrösteten

KAZUO
ISHIGURO

Die Ungetrösteten

Roman

Aus dem Englischen
von Isabell Lorenz

BLESSING

Titel der Originalausgabe:
THE UNCONSOLED
Originalverlag:
Faber & Faber, London

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

Neuausgabe 03/2021

1. Auflage

Copyright © 1995 by Kazuo Ishiguro

Copyright © 2021 der deutschsprachigen Ausgabe und der Übersetzung

by Karl Blessing Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung und -illustration: DAS ILLUSTRAT, München,

unter Verwendung eines Motivs von DenEmmanuel/Shutterstock

Herstellung: Gabriele Kutscha

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Einband: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

978-3-89667-701-3

www.blessing-verlag.de

Für Lorna und Naomi

ERSTER TEIL

I

Dem Taxifahrer war es offensichtlich peinlich, dass niemand – nicht einmal ein Angestellter an der Rezeption – anwesend war, um mich willkommen zu heißen. Er ging durch die menschenleere Halle, vielleicht in der Hoffnung, hinter einer der Pflanzen oder einem der Sessel einen Hotelangestellten zu entdecken. Schließlich stellte er meine Koffer neben den Aufzugtüren ab, brummelte ein paar entschuldigende Worte und verabschiedete sich.

Die Hotelhalle war geräumig, einige Kaffeetischchen hatte man dort aufstellen können, ohne dass es gedrängt wirkte. Aber die Decke war niedrig und hing sichtlich durch, was eine leicht klaustrophobische Stimmung verursachte, und trotz des Sonnenscheins draußen war es hier düster. Nur beim Empfang sah man einen hellen Sonnenstreifen an der Wand, der einen Teil der dunklen Holztafelung und ein Regal mit deutschen, französischen und englischen Zeitschriften erleuchtete. Auf dem Empfangstisch sah ich außerdem eine kleine silberne Klingel, und ich wollte gerade hinübergehen, um mich bemerkbar zu machen, als sich irgendwo hinter mir eine Tür öffnete und ein junger Mann in Uniform erschien.

»Guten Tag«, sagte er gelangweilt, ging hinter den Empfangstisch und begann mit der Anmeldeprozedur. Obwohl er sich für

seine Abwesenheit entschuldigte, benahm er sich noch eine ganze Weile recht schroff. Doch kaum hatte ich meinen Namen genannt, da schreckte er hoch und richtete sich auf.

»Tut mir leid, dass ich Sie nicht gleich erkannt habe, Mr Ryder. Unser Direktor Herr Hoffman hatte Sie so gern persönlich begrüßen wollen. Aber gerade eben musste er leider dringend zu einer Sitzung.«

»Das ist schon in Ordnung. Ich werde ihn dann ja später kennenlernen.«

Der Mann am Empfang ging schnell die Anmeldeformulare durch, wobei er die ganze Zeit vor sich hin brummelte, wie sehr sich der Direktor ärgern würde, meine Ankunft verpasst zu haben. Zweimal erwähnte er, wie sehr die Vorbereitungen für »Donnerstagabend« ihn unter Druck setzten und ihn öfter als sonst vom Hotel fernhielten. Ich nickte einfach nur, ich konnte die Energie nicht aufbringen, ihn zu fragen, was genau denn »Donnerstagabend« geschehen würde.

»Ach, Mr Brodsky war heute übrigens ganz großartig«, sagte der Angestellte, und sein Gesicht hellte sich auf. »Ganz einfach großartig. Heute Vormittag hat er vier Stunden ohne Unterbrechung mit dem Orchester geprobt. Und hören Sie ihn sich jetzt nur an! Er kann gar nicht genug bekommen, arbeitet immer noch für sich allein weiter.«

Er deutete ans andere Ende der Halle. Erst da wurde mir bewusst, dass irgendwo im Gebäude jemand Klavier spielte, gerade eben hörbar über dem gedämpften Straßenlärm von draußen. Ich hob den Kopf und hörte genauer hin. Jemand spielte langsam und gedankenverloren immer wieder eine einzige kurze Passage aus dem zweiten Satz von Mullerys *Verticality*.

»Natürlich, wenn der Direktor hier wäre«, sagte der Mann am Empfang, »hätte er Mr Brodsky sicher zu Ihrer Begrüßung hinzu-

gebeten. Aber ich weiß nicht genau ...« Er lachte auf. »Ich weiß nicht genau, ob ich ihn stören darf. Wissen Sie, wenn er so konzentriert arbeitet ...«

»Natürlich, natürlich. Ein andermal.«

»Wenn nur der Direktor hier wäre ...« Er geriet ins Stocken und dann lachte er wieder. Dann beugte er sich vor und sagte leise: »Können Sie sich vorstellen, dass einige Gäste doch tatsächlich die Frechheit besessen haben, sich zu beschweren? Weil wir jedes Mal den Salon zusperren, wenn Mr Brodsky den Flügel braucht. Kaum zu glauben, was manche Leute sich so denken! Gestern haben sich doch tatsächlich zwei Gäste unabhängig voneinander bei Herrn Hoffman beschwert. Aber sie mussten schnell klein beigeben, das können Sie mir glauben.«

»Das glaube ich gern. Brodsky, sagen Sie.« Ich dachte über den Namen nach, aber es wollte mir dazu nichts einfallen. Dann merkte ich, dass mich der Mann am Empfang verwundert ansah, und sagte schnell: »Ja, ja. Ich freue mich schon darauf, Mr Brodsky dann später zu sehen.«

»Wenn doch nur der Direktor hier wäre.«

»Machen Sie sich darüber keine Gedanken. Wenn das jetzt alles ist, würde ich gerne ...«

»Aber natürlich. Sie müssen sehr erschöpft sein nach der langen Reise. Hier ist Ihr Schlüssel. Unser Gustav wird Sie zu Ihrem Zimmer bringen.«

Ich schaute mich um und sah, dass am anderen Ende der Halle ein ältlicher Hoteldiener wartete. Er stand vor der geöffneten Aufzugtür und starrte gedankenverloren ins Innere. Er schreckte hoch, als ich auf ihn zuing. Dann nahm er meine Koffer auf und folgte mir schnell in den Aufzug.

Während wir hochfuhren, behielt der älteste Hoteldiener beide Koffer in der Hand, und ich sah, dass er vor Anstrengung ganz rot wurde. Die Koffer waren beide sehr schwer, und da ich mir ernstliche Sorgen machte, er könne hier vor mir zusammenbrechen, sagte ich:

»Es wäre doch wohl besser, Sie würden die Koffer abstellen.«

»Ich bin froh, dass Sie das sagen«, erwiderte er, und seine Stimme verriet erstaunlich wenig von der Anstrengung, die ihn das Ganze kostete. »Als ich in diesem Beruf anfang, das ist jetzt schon viele, viele Jahre her, habe ich die Gepäckstücke immer auf dem Boden abgestellt. Sie nur hochgehoben, wenn unbedingt nötig. Wenn ich in Bewegung war, sozusagen. Ja, ich muss sagen, dass ich während meiner ganzen ersten fünfzehn Jahre hier so gearbeitet habe. Viele junge Hoteldiener in der Stadt gehen immer noch nach dieser Methode vor. Aber mich werden Sie so etwas ganz bestimmt nicht mehr tun sehen. Wir sind übrigens gleich da.«

Schweigend fuhren wir weiter hoch. Dann sagte ich:

»Sie arbeiten also schon eine ganze Weile in diesem Hotel.«

»Siebenundzwanzig Jahre. In der Zeit habe ich einiges gesehen. Aber natürlich gab es das Hotel schon lange, bevor ich hier anfang. Im 18. Jahrhundert soll Friedrich der Große hier eine Nacht verbracht haben, und nach allem, was man so hört, war es schon damals ein Haus mit Tradition. Tja, im Lauf der Jahre haben sich hier Ereignisse von großer historischer Bedeutung zugetragen. Wenn Sie sich erst einmal ausgeruht haben, würde ich Ihnen irgendwann gerne ein paar von den Geschichten erzählen.«

»Aber Sie wollten mir gerade erklären«, sagte ich, »warum Sie es für falsch halten, das Gepäck auf dem Boden abzustellen.«

»Ach ja«, erwiderte der Hoteldiener. »Das ist wirklich ganz interessant. Sie können sich sicher denken, dass es in einer Stadt wie dieser etliche Hotels gibt. Das heißt, dass sich viele Leute in der

Stadt irgendwann schon einmal als Hoteldiener versucht haben. Viele hier glauben offensichtlich, sie bräuchten sich bloß eine Uniform anzuziehen, und das wär's dann schon, dann könnten sie diese Arbeit machen. Das ist ein Irrtum, dem man in dieser Stadt besonders leicht verfällt. Eine Art allgemein verbreiteter Trugschluss, wenn Sie so wollen. Und ich will gerne zugeben, dass ich eine Zeit lang selber so gearbeitet habe, ohne groß darüber nachzudenken. Aber dann haben meine Frau und ich – ach, das ist jetzt schon etliche Jahre her – einmal einen kleinen Urlaub gemacht. Wir sind in die Schweiz gefahren, nach Luzern. Meine Frau ist inzwischen verstorben, aber immer wenn ich an sie denke, fällt mir dieser kleine Urlaub ein. Dort am See ist es wirklich sehr schön. Aber das wissen Sie sicher. Nach dem Frühstück haben wir immer herrliche Bootsfahrten gemacht. Aber um nun auf die bewusste Angelegenheit zurückzukommen – in diesem Urlaub ist mir aufgefallen, dass die Leute dort ihren Hoteldienern gegenüber eine andere Einstellung haben als die Leute hier. Wie soll ich das erklären? Dort hat man vor Hoteldienern einen viel größeren *Respekt*. Die besten unter ihnen genießen beträchtliches Ansehen, und die führenden Hotels wetteifern um ihre Dienste. Das hat mir wirklich die Augen geöffnet. Aber hier bei uns, na ja, da haben die Leute eben eine ganz bestimmte Meinung. Es gab Tage, da habe ich mich gefragt, ob sich so eine Meinung je ausrotten lässt. Ich sage ja nicht, dass sich die Leute uns gegenüber irgendwie schlecht benehmen. Im Gegenteil, ich bin hier immer sehr höflich und rücksichtsvoll behandelt worden. Aber wissen Sie, die Leute meinen eben immer, dass jeder diese Arbeit machen kann, wenn er nur will, wenn er es sich nur in den Kopf gesetzt hat. Das liegt wohl daran, dass jeder hier in der Stadt schon einmal die Erfahrung gemacht hat, wie es ist, einen Koffer von einem Ort zum anderen zu tragen. Und deshalb glauben sie, Hoteldiener zu sein ist im

Prinzip nichts anderes. Im Lauf der Jahre hatte ich hier in diesem Aufzug Leute, die haben zu mir gesagt: »Eines Tages gebe ich vielleicht meinen Beruf auf und fange als Hoteldiener an.« Ja, tatsächlich. Na, also, eines Tages – gar nicht lange nach unserem Urlaub in der Schweiz – sagt mir doch fast genau denselben Satz einer unserer prominenten Stadträte. »Eines Tages würde ich das gerne selber mal machen«, sagt er und deutet auf die Gepäckstücke. »Das wäre das richtige Leben für mich. Ich müsste mir um nichts mehr Sorgen machen.« Ich nehme an, er wollte einfach nur nett sein. Wollte andeuten, dass ich zu beneiden wäre. Da war ich ja noch jünger, da habe ich die Koffer nicht in der Hand behalten, ich habe sie auf dem Boden abgestellt, genau hier in diesem Aufzug, und ich nehme an, dass ich damals wirklich ein bisschen so aussah. Eben sorglos, wie der Herr meinte. Na, ich kann Ihnen sagen, da hat es mir aber wirklich gereicht. Ich meine, nicht das, was er gesagt hat, hat mich so wütend gemacht. Aber als er es zu mir sagte, da wurde mir auf einmal alles klar. Über einiges hatte ich nämlich schon eine ganze Weile nachgedacht. Und dann, das habe ich Ihnen ja erzählt, war ich gerade erst aus unserem kurzen Urlaub in Luzern gekommen, wo mir erst richtig die Augen aufgegangen sind. Na, und da dachte ich mir, jetzt ist es aber höchste Zeit, dass die Hoteldiener in dieser Stadt anfangen, die hier herrschende Einstellung zu ändern. In Luzern hatte ich nämlich etwas anderes gesehen, und ich dachte, na ja, was sich hier abspielt, ist wohl nicht so ganz das Wahre. Also habe ich mir den Kopf zerbrochen und ein paar Maßnahmen beschlossen, die ich persönlich ergreifen wollte. Natürlich wusste ich wahrscheinlich damals schon, wie schwierig das werden würde. Ich glaube, ich habe wohl schon vor all den Jahren begriffen, dass es für meine Generation vielleicht schon zu spät war. Dass schon zu viel geschehen war. Aber da dachte ich eben, wenn ich auch nur meinen kleinen Beitrag leisten kann und

sich auch nur ein bisschen etwas ändert, dann wäre es wenigstens leichter für alle, die nach mir kommen. Also habe ich meine Maßnahmen ergriffen, und ich halte mich daran, seit der Stadtrat das damals zu mir gesagt hat. Und ich kann voller Stolz sagen, dass eine ganze Reihe von Hoteldienern in der Stadt meinem Beispiel gefolgt ist. Das heißt nicht, dass sie ganz genau nach derselben Methode arbeiten. Aber na ja, sagen wir, dass ihre Methoden mit meiner durchaus in Einklang stehen.«

»Ah ja. Und eine Ihrer Maßnahmen besteht darin, das Gepäck nicht abzustellen, sondern in der Hand zu behalten.«

»Das ist es, Sie haben mich ganz genau verstanden. Natürlich muss ich zugeben, dass ich damals, als ich meine eigenen Regeln aufgestellt habe, wesentlich jünger und kräftiger war, und ich nehme an, ich habe nicht ernsthaft damit gerechnet, mit zunehmendem Alter auch schwächer zu werden. Schon komisch, aber mit so etwas rechnet man eben einfach nicht. Den anderen Hoteldienern ist es ganz ähnlich ergangen. Aber trotzdem versuchen wir, uns an das zu halten, was wir einmal beschlossen haben. Mit den Jahren sind wir eine richtig eingeschworene Gemeinschaft geworden; wir sind zu zwölf, der Rest von denen, die damals vor all den Jahren versucht haben, etwas zu ändern. Wenn ich jetzt irgendetwas davon zurücknehmen würde, dann hätte ich das Gefühl, die anderen im Stich zu lassen. Und wenn einer von ihnen etwas zurücknehmen würde, dann würde ich mich im Stich gelassen fühlen. Denn es steht außer Zweifel, dass in dieser Stadt ein gewisser Fortschritt erzielt worden ist. Es gibt immer noch viel zu tun, natürlich, aber wir haben es oft besprochen – wir treffen uns jeden Sonntagnachmittag im Ungarischen Café in der Altstadt, Sie können ja einmal mitkommen, es wäre uns eine große Freude, Sie bei uns zu haben –, na ja, wir haben uns über diese Dinge oft unterhalten, und wir sind uns alle einig: Wir können zweifelsohne

sagen, dass sich in dieser Stadt, was die Einstellung uns gegenüber betrifft, einiges deutlich verbessert hat. Die Jüngeren, die nach uns kommen, die halten natürlich alles für selbstverständlich. Aber wir zwölf vom Ungarischen Café, wir wissen, dass wir etwas bewirkt haben, und wenn es auch nur ganz wenig ist. Wir würden uns wirklich sehr freuen, Sie einmal bei uns zu haben. Es wäre mir eine Freude, Sie unserer Gruppe vorzustellen. So förmlich wie früher geht es bei uns längst nicht mehr zu, und wir sind uns einig, dass wir gelegentlich unter besonderen Umständen auch Gäste an unseren Tisch bitten. Und um diese Jahreszeit ist es draußen bei der sanften Nachmittagssonne besonders schön. Wir haben unseren Tisch im Schatten, unter der Markise, mit Blick auf den Alten Platz. Es ist wirklich sehr schön, es gefällt Ihnen bestimmt. Aber um auf das zurückzukommen, was ich gerade erzählt habe, wir haben im Ungarischen Café viel über dieses Thema gesprochen. Ich meine, über diese alten Beschlüsse, die wir vor all den Jahren gefasst haben. Keiner von uns hat sich nämlich überlegt, was werden wird, wenn wir erst älter sind. Ich nehme an, wir waren so mit unserer Arbeit beschäftigt, dass wir nicht weiter als bis zum nächsten Tag gedacht haben. Vielleicht haben wir auch falsch eingeschätzt, wie lange es dauern würde, bis sich diese tief verwurzelten Einstellungen ändern. Aber so ist es nun mal. Ich bin so alt, wie ich bin, und mit jedem Jahr wird es schwieriger.«

Der Hoteldiener schweig einen Augenblick, und trotz der körperlichen Anstrengung, der er ausgesetzt war, schien er ganz gedankenverloren. Dann sagte er:

»Ich sollte ganz ehrlich sein. Das ist nur fair. Als ich noch jünger war, als ich diese Regeln damals für mich aufstellte, habe ich immer bis zu drei Koffer getragen, egal wie groß oder schwer sie waren. Wenn ein Gast einen vierten Koffer hatte, habe ich den auf dem Boden abgestellt. Aber drei konnte ich immer bewältigen.

Also, die Wahrheit ist, dass es mir vor vier Jahren gesundheitlich nicht so gut ging, und es fiel mir alles etwas schwer, und darüber haben wir dann auch im Ungarischen Café gesprochen. Na ja, schließlich waren sich meine Kollegen einig, dass ich so streng nun auch wieder nicht mit mir sein müsste. Meine Aufgabe wäre es doch nur, so haben sie zu mir gesagt, den Gästen einen Eindruck von dem zu vermitteln, was unsere Arbeit wirklich ausmacht. Ob nun zwei Gepäckstücke oder drei, die Wirkung wäre so ziemlich dieselbe. Ich sollte mein Minimum bei zwei Koffern ansetzen, und keinem wäre geschadet. Daran habe ich mich dann auch gehalten, aber ich weiß, es ist nicht so ganz das Wahre. Ich merke ja, dass es nicht annähernd dieselbe Wirkung hat, wenn die Leute mich jetzt beobachten. Ob man nun einen Hoteldiener sieht, der sich mit zwei Koffern müht, oder einen mit drei Koffern, Sie müssen doch wohl zugeben, dass das auch für das ungeübteste Auge ein beträchtlicher Unterschied ist. Ich weiß das, und ich sage es Ihnen ganz offen, es ist mir ganz schön schwergefallen, damit zu leben. Aber ich will noch einmal auf die eigentliche Sache zurückkommen. Ich hoffe, Sie verstehen jetzt, warum ich Ihre zwei Koffer nicht abstellen möchte. Es sind ja nur zwei. Wenigstens ein paar Jahre lang werde ich zwei Koffer noch bewältigen können.«

»Na, das ist ja alles höchst lobenswert«, sagte ich. »Und den beabsichtigten Eindruck haben Sie auf mich ganz bestimmt gemacht.«

»Sie sollten wissen, dass ich nicht der Einzige bin, der gewisse Einschränkungen hinnehmen musste. Diese Dinge besprechen wir ständig im Ungarischen Café, und tatsächlich mussten wir alle gewisse Einschränkungen hinnehmen. Aber glauben Sie nur nicht, dass wir uns gestatten würden, weit von den einmal gesetzten Maßstäben abzurücken. Wenn wir das tun würden, dann wären all unsere Bemühungen während der vergangenen Jahre umsonst gewesen. Dann wären wir sehr schnell nur noch lächerliche Figuren. Die

Leute auf der Straße würden sich über uns lustig machen, wenn sie uns am Sonntagnachmittag an unserem Tisch sitzen sehen. O nein, wir werden immer sehr streng mit uns sein, und Fräulein Hilde wird sicher bestätigen, dass unsere sonntäglichen Versammlungen in der Gemeinde einiges Ansehen genießen. Wie ich schon sagte, Sie sind uns jederzeit herzlich willkommen. Das Café und auch der Platz sind an diesen sonnigen Nachmittagen wirklich sehr, sehr schön. Und manchmal bestellt der Besitzer des Cafés auch Zigeunergeiger, die dann auf dem Platz spielen. Auch bei dem Besitzer genießen wir übrigens allergrößte Hochachtung. Das Café ist nicht gerade groß, aber immer sorgt er dafür, dass genügend Platz da ist, damit wir bequem an unserem Tisch sitzen können. Sogar wenn einmal ganz viel Betrieb ist, sorgt er dafür, dass wir unseren Platz bekommen und ungestört sind. Sogar an den hektischsten Nachmittagen könnten wir an unserem Tisch alle gleichzeitig die Arme nach allen Seiten ausstrecken und würden niemandem in die Quere kommen. So große Hochachtung genießen wir bei dem Besitzer. Fräulein Hilde wird das alles sicher bestätigen.«

»Entschuldigung«, sagte ich, »aber wer ist denn dieses Fräulein Hilde, das Sie ständig erwähnen?«

Kaum hatte ich das gefragt, da merkte ich, dass der Hoteldiener über meine Schulter hinweg einen ganz bestimmten Punkt hinter mir fixierte. Ich drehte mich um und sah verblüfft, dass wir in dem Aufzug nicht allein waren. Eine kleine junge Frau in adretter Straßenkleidung stand hinter mir, in die äußerste Ecke gezwängt. Als sie sah, dass ich sie endlich bemerkt hatte, lächelte sie und trat einen Schritt vor.

»Tut mir leid«, sagte sie zu mir, »ich hoffe, Sie glauben nicht, dass ich Sie belauscht habe, aber ich habe natürlich mit angehört, was Gustav Ihnen da alles erzählt hat, und ich muss sagen, er war uns allen gegenüber ziemlich ungerecht. Ich meine, wenn er sagt,

dass wir unsere Hoteldiener nicht achten. Natürlich achten wir sie – und unseren Gustav hier ganz besonders. Alle lieben ihn. Da ist ein offensichtlicher Widerspruch selbst in dem, was er Ihnen gerade erzählt hat. Wenn wir nämlich wirklich so wenig Hochachtung hätten, wie erklärt er dann das große Ansehen, das sie im Ungarischen Café genießen? Also wirklich, Gustav, das ist nicht sehr nett von Ihnen, dass Sie Mr Ryder ein so falsches Bild von uns vermitteln.«

Das alles war in eindeutig freundlichem Ton gesagt, aber der Hoteldiener schien wirklich beschämt. Er rückte ein wenig ab von uns, die schweren Koffer schlugen ihm dabei gegen die Beine, und verschüchtert schaute er weg.

»So, jetzt haben wir es ihm aber gezeigt«, sagte die junge Frau lächelnd. »Aber er ist wirklich einer der besten. Wir alle lieben ihn. Er ist unwahrscheinlich bescheiden, und deshalb würde er es Ihnen von allein nie sagen, aber die anderen Hoteldiener in der Stadt schauen alle zu ihm auf. Ja, wahrscheinlich wäre es nicht einmal übertrieben zu sagen, dass sie alle gewaltigen Respekt vor ihm haben. Manchmal sieht man sie sonntags nachmittags an ihrem Tisch sitzen, und wenn Gustav noch nicht eingetroffen ist, warten sie immer, ehe sie anfangen zu reden. Sie würden es nämlich respektlos finden, ohne ihn mit ihren Beratungen zu beginnen. Oft sieht man sie zu zehnt oder elft schweigend über ihrem Kaffee sitzen und warten. Allenfalls flüstern sie gelegentlich miteinander, als wären sie in der Kirche. Aber erst wenn Gustav da ist, entspannen sie sich und fangen an, sich zu unterhalten. Nur um Gustavs Ankunft zu erleben, lohnt es sich schon, zum Ungarischen Café zu gehen. Der Unterschied zwischen vorher und nachher ist wirklich verblüffend, das können Sie mir glauben. Den einen Moment sitzen sie alle noch stumm mit ihren mürrischen alten Gesichtern um den Tisch herum. Doch kaum erscheint Gustav, geht ein Geschrei und

Gelächter los. Sie geben sich freundschaftliche Klapse, schlagen sich gegenseitig auf den Rücken. Manchmal tanzen sie sogar, ja tatsächlich, und zwar auf den Tischen. Sie haben einen besonderen »Hoteldiener-Tanz«, stimmt's, Gustav? Sie haben richtig Spaß zusammen. Aber erst, wenn Gustav erschienen ist. Aber das würde er Ihnen von allein natürlich nie sagen, dazu ist er viel zu bescheiden. Wir alle hier in der Stadt lieben ihn.«

Während die junge Frau sprach, muss sich Gustav wohl immer weiter weggedreht haben, denn als ich wieder zu ihm hinsah, stand er mit dem Rücken zu uns vor der gegenüberliegenden Ecke des Aufzuges. Unter dem Gewicht der Koffer sackte er in den Knien ein, und auch seine Schultern zitterten. Den Kopf hatte er so tief nach vorn gebeugt, dass er für uns hinter seinem Körper praktisch versteckt war, doch ob das nun auf seine Verschämtheit oder die schiere körperliche Anstrengung zurückzuführen war, ließ sich schwer sagen.

»Entschuldigen Sie, Mr Ryder«, sagte die junge Frau. »Ich habe mich noch gar nicht vorgestellt. Ich bin Hilde Stratmann. Ich soll dafür sorgen, dass während Ihres Aufenthaltes hier bei uns alles reibungslos verläuft. Ich bin so froh, dass Sie es schließlich doch noch geschafft haben. Alle haben hier heute Vormittag so lange wie möglich gewartet, aber viele hatten wichtige Termine, und so musste einer nach dem anderen gehen. Also ist es meine Aufgabe, Ihnen als kleine Angestellte des Städtischen Kulturvereins zu sagen, wie sehr wir uns alle durch Ihren Besuch geehrt fühlen.«

»Und ich habe mich sehr über die Einladung gefreut. Aber wegen heute Vormittag. Sagten Sie gerade ...«

»Ach, machen Sie sich wegen heute Vormittag bitte keine Gedanken, Mr Ryder. Das hat niemand übel genommen. Hauptsache, Sie sind jetzt hier. Worin ich Gustav übrigens voll und ganz zustimme, Mr Ryder, ist in dem, was er über die Altstadt gesagt

hat. Dieser Teil der Stadt ist wirklich sehr sehenswert, und ich empfehle allen Touristen einen Besuch dort. Die Atmosphäre ist überwältigend, es gibt eine Fülle von Straßencafés, Handwerksbetrieben, Restaurants. Man kommt bequem zu Fuß von hier aus hin, die Gelegenheit sollten Sie also wahrnehmen, sobald Ihr Terminplan es erlaubt.«

»Das werde ich mir bestimmt nicht entgehen lassen. Ach übrigens, Miss Stratmann, was den Terminplan betrifft ...« Ich redete absichtlich nicht weiter, weil ich hoffte, die junge Frau würde eine Bemerkung über ihre Vergesslichkeit machen, vielleicht in ihren Aktenkoffer greifen und ein Blatt Papier oder eine Mappe hervorziehen. Doch obwohl sie recht schnell das Wort ergriff, sagte sie nur:

»Es ist wirklich ein sehr straffer Terminplan. Aber ich hoffe doch, es ist zu bewältigen. Wir haben versucht, ihn auf das Notwendige zu beschränken. Natürlich hat es sich nicht vermeiden lassen, dass wir völlig überrannt wurden – von den Gesellschaften und Vereinen der Stadt, von den Medien, von allen. Sie haben eine riesige Anhängerschaft bei uns, Mr Ryder. Viele hier sind überzeugt, dass Sie nicht nur einer der besten Pianisten der heutigen Zeit sind, sondern vielleicht sogar der größte des Jahrhunderts. Aber wir denken, wir haben es schließlich geschafft, die Termine auf das absolute Minimum zu beschränken. Ich hoffe, es findet alles Ihre Zustimmung.«

Genau in dem Moment öffneten sich die Aufzugtüren, und der älteste Hoteldiener machte sich auf den Weg den Korridor hinunter. Unter dem Gewicht der Koffer schlurfte er mit den Füßen über den Teppich, Miss Stratmann und ich hinter ihm her, und wir mussten langsam gehen, um ihn nicht zu überholen.

»Ich kann nur hoffen«, sagte ich zu ihr, während wir weitergingen, »dass sich niemand gekränkt gefühlt hat, ich meine, weil ich nicht für alle Zeit haben werde.«

»O nein, machen Sie sich darüber keine Gedanken. Wir alle wissen, warum Sie gekommen sind, und es will sich keiner nachsagen lassen, er hätte Sie irgendwie abgelenkt. Von zwei wirklich bedeutenden gesellschaftlichen Ereignissen abgesehen, haben übrigens alle Punkte Ihres Programms mehr oder weniger direkt mit Donnerstagabend zu tun. Aber Sie haben ja inzwischen Gelegenheit gehabt, sich mit Ihrem Terminplan vertraut zu machen.«

Es war etwas an der Art, wie sie diesen letzten Satz sagte, das es für mich schwierig machte, offen und ehrlich zu antworten. Deshalb brummelte ich: »Ja, natürlich.«

»Es ist wirklich ein vollgepackter Terminplan. Aber für uns war Ihr Wunsch ausschlaggebend, so viel wie möglich aus erster Hand zu erfahren. Was ich sehr lobenswert finde, wenn ich das sagen darf.«

Der älliche Hoteldiener vor uns blieb bei einer Tür stehen. Endlich stellte er meine Koffer ab und machte sich an dem Schloss zu schaffen. Als wir bei ihm waren, nahm Gustav die Koffer wieder auf, ging schwankend in das Zimmer und sagte: »Bitte, treten Sie ein.« Das wollte ich gerade tun, als mich Miss Stratmann mit der Hand am Arm berührte.

»Ich will Sie nicht lange aufhalten«, sagte sie. »Aber ich möchte mich bei dieser Gelegenheit doch noch vergewissern, ob es in Ihrem Terminplan irgendetwas gibt, mit dem Sie nicht so ganz einverstanden sind.«

Die Tür schlug zu, und wir standen davor auf dem Korridor.

»Also, Miss Stratmann«, sagte ich, »im Großen und Ganzen scheint es mir ... ein sehr ausgewogenes Programm zu sein.«

»Gerade weil uns daran gelegen war, Ihre Wünsche zu berücksichtigen, haben wir ein Treffen mit der Bürgerselbsthilfe arrangiert. Die Mitglieder dieser Organisation sind ganz normale Leute

aus allen Gesellschaftsschichten, die das Bewusstsein zusammengeführt hat, dass sie Opfer der gegenwärtigen Krise sind. Sie werden von den Betroffenen selbst hören können, was manche durchmachen mussten.«

»Aha. Das wird bestimmt sehr hilfreich sein.«

»Und wie Sie sicher gesehen haben, konnten wir auch Ihrem Wunsch entsprechen, mit Herrn Christoff persönlich zusammenzutreffen. Unter den Umständen haben wir vollstes Verständnis für diesen Wunsch. Herr Christoff seinerseits ist hochofret, wie Sie sich ja denken können. Er hat sich dieses Treffen mit Ihnen natürlich auch gewünscht, wofür er seine ganz eigenen Gründe hat. Ich meine, er wird mit seinen Freunden alles nur Erdenkliche tun, um Sie von seiner Sicht der Dinge zu überzeugen. Das ist natürlich alles Unsinn, aber ich bin sicher, es wird Ihnen dabei helfen, sich einen ungefähren Eindruck von dem zu verschaffen, was sich hier im Augenblick tut. Sie sehen sehr erschöpft aus, Mr Ryder. Ich will Sie auch gar nicht weiter aufhalten. Hier ist meine Karte. Sie können mich jederzeit anrufen, wenn Fragen oder Probleme auftreten.«

Ich bedankte mich und sah ihr hinterher, als sie den Korridor wieder hinunterging. Als ich mein Zimmer betrat, war ich in Gedanken immer noch bei dem Gespräch und bei der Frage, wie ich das Ganze wohl zu verstehen hätte, deshalb dauerte es auch eine Weile, bis ich Gustav wahrnahm, der neben dem Bett stand.

»Ah, da sind Sie ja.«

Nach der dunklen Holztäfelung überall im Gebäude überraschte mich der helle, moderne Eindruck des Zimmers. Die Wand mir gegenüber bestand vom Boden bis zur Decke fast ganz aus Glas, und Sonnenstrahlen drangen freundlich durch die Lamellen der vertikalen Jalousie, die vor dem Fenster hing. Meine Koffer standen nebeneinander beim Schrank.

»Also wenn Sie mir noch einen Augenblick Ihre Aufmerksamkeit schenken«, sagte Gustav, »dann kann ich Ihnen noch einiges hier erklären. Damit Ihr Aufenthalt hier so bequem wie nur möglich wird.«

Ich ging mit Gustav im Zimmer umher, während er mich auf Schalter und andere Einrichtungen hinwies. Dann führte er mich auch noch ins Badezimmer, wo er seine Erklärungen fortsetzte. Ich hatte ihn schon unterbrechen wollen, so wie ich das immer mache, wenn mir ein Hoteldiener das Zimmer zeigt, doch etwas an der Eilfertigkeit, mit der er sich seiner Aufgabe widmete, etwas an seinen Bemühungen, einer Sache einen persönlichen Anstrich zu geben, die er viele Male am Tag erledigte, rührte mich sehr, und so brachte ich es nicht fertig, ihm einfach ins Wort zu fallen. Und dann, während er mit seinen Erklärungen fortfuhr und mit der Hand auf Verschiedenes im Zimmer deutete, ging mir durch den Kopf, dass bei all seiner Routiniertheit und bei all seinem Bemühen, es mir bequem zu machen, etwas wieder die Oberhand gewonnen hatte, was ihn schon den ganzen Tag beschäftigen musste. Mit anderen Worten, er machte sich wieder einmal Sorgen um seine Tochter und ihren kleinen Sohn.

Als ihm das Arrangement vor einigen Wochen vorgeschlagen worden war, hatte Gustav mit nichts anderem gerechnet, als dass das Ganze für ihn ein reines Vergnügen sein würde. An einem Nachmittag in der Woche sollte er mit seinem Enkel spazieren gehen, sodass Sophie ein bisschen Zeit für sich hätte. Tatsächlich hatte sich das Arrangement von Anfang an als großer Erfolg erwiesen, und innerhalb weniger Wochen hatten Großvater und Enkel zu einer für beide Seiten höchst angenehmen Gewohnheit gefunden. An den Nachmittagen, an denen es nicht regnete, begannen sie ihre Runde stets im Park bei den Schaukeln, wo Boris seinen neuesten Wagemut unter Beweis stellen konnte. Wenn es regnete,

fingen sie ihren Spaziergang beim Schiffsmuseum an. Dann gingen sie durch die engen Straßen der Altstadt, schauten in verschiedene Geschenkartikelläden hinein und blieben vielleicht auf dem Alten Platz stehen, um einem Pantomimen oder Akrobaten zuzusehen. Da man den ältlichen Hoteldiener in der Gegend recht gut kannte, waren sie nie lange unterwegs, ohne dass sie jemand grüßte, und Gustav bekam viele Komplimente zu seinem Enkel zu hören. Als Nächstes gingen sie dann zu der alten Brücke, um zuzuschauen, wie die Boote darunter hindurchfahren. Der Rundgang endete dann immer bei einem ihrer Lieblingscafés, wo sie Kuchen oder Eis bestellten und auf Sophies Rückkehr warteten.

Anfangs hatten diese kleinen Ausflüge Gustav mit immenser Genugtuung erfüllt. Doch da er Tochter und Enkel nun weit häufiger sah, musste er bald gewisse Dinge zur Kenntnis nehmen, die er sonst wohl immer weiter verdrängt hätte, bis es ihm nicht mehr möglich gewesen wäre, so zu tun, als sei alles in bester Ordnung. Da war zunächst einmal das Problem von Sophies Stimmungslage. Während der ersten Wochen ihres Arrangements hatte sie sich fröhlich von ihnen verabschiedet und war zum Einkaufen ins Stadtzentrum geeilt oder zu einem Treffen mit Freunden. Doch in letzter Zeit schlich sie immer so lustlos davon, als sei sie sich ganz fremd geworden. Außerdem gab es deutliche Anzeichen dafür, dass sich die Probleme, welcher Art sie auch sein mochten, allmählich auf Boris auszuwirken begannen. Zwar war sein Enkel meistens so gut gelaunt wie eh und je. Doch dem Hoteldiener war aufgefallen, dass dann und wann, besonders wenn die Rede aufs Familienleben kam, eine Wolke den Gesichtsausdruck des kleinen Jungen verdüsterte. Vor zwei Wochen war dann plötzlich etwas geschehen, was dem ältlichen Hoteldiener nicht mehr aus dem Kopf gehen wollte.

Er ging gerade mit Boris an einem der zahlreichen Cafés der

Altstadt vorbei, als er plötzlich seine Tochter in dem Café sitzen sah. Wegen der Markise lag die Glasfront ganz im Schatten, und so konnte er ungehindert bis in den hinteren Teil des Lokals schauen, und da sah er Sophie ganz allein sitzen, eine Tasse Kaffee vor sich, einen Ausdruck tiefster Niedergeschlagenheit auf dem Gesicht. Die Erkenntnis, dass sie nicht einmal die Kraft aufgebracht hatte, die Altstadt zu verlassen, ganz zu schweigen von ihrem Gesichtsausdruck, hatte den Hoteldiener schwer erschüttert – und zwar so sehr, dass eine ganze Weile verging, ehe ihm einfiel, dass er Boris ablenken sollte. Es war schon zu spät: Boris war dem Blick des Hoteldieners gefolgt und hatte seine Mutter klar und deutlich gesehen. Der Junge hatte sofort wieder weggeschaut, und sie hatten ihren Spaziergang fortgesetzt, ohne die Sache auch nur einmal zu erwähnen. Nur Minuten später hatte Boris wieder gute Laune, aber dennoch hatte der Zwischenfall den Hoteldiener sehr beunruhigt, und er hatte seitdem viele Male daran denken müssen. Tatsächlich war die Erinnerung an diesen Vorfall der Grund für seinen gedankenverlorenen Ausdruck in der Hotelhalle und der Grund dafür, dass er sich auch jetzt, während er mir das Zimmer zeigte, wieder Sorgen machte.

Der alte Mann war mir inzwischen sehr sympathisch, und ich verspürte eine Welle des Mitgefühls für ihn. Offensichtlich hatte er über allerlei Dinge lange Zeit gegrübelt und lief jetzt Gefahr, seine Sorgen unberechtigte Ausmaße annehmen zu lassen. Ich zog in Erwägung, die ganze Angelegenheit mit ihm zu besprechen, doch als Gustav mit seinem üblichen Vortrag am Ende war, überkam mich wieder die Müdigkeit, die ich mit einigen Unterbrechungen schon gefühlt hatte, seit ich aus dem Flugzeug gestiegen war. Ich beschloss, später mit ihm über die Sache zu reden, und entließ ihn mit einem großzügigen Trinkgeld.

Kaum hatte sich die Tür hinter ihm geschlossen, da fiel ich, so wie ich war, auf das Bett und starrte eine ganze Weile mit leerem Blick an die Decke. Zuerst kreisten in meinem Kopf nur die Gedanken an Gustav und seine diversen Probleme. Doch während ich so da lag, wurde mir bewusst, dass ich wieder an das Gespräch mit Miss Stratmann dachte. Ganz offensichtlich erwartete diese Stadt mehr von mir als nur ein schlichtes Konzert. Doch als ich versuchte, mich an einige grundlegende Einzelheiten dieser Tournee zu erinnern, wollte mir das nicht gelingen. Mir wurde klar, dass es sehr dumm von mir gewesen war, nicht viel offener mit Miss Stratmann gesprochen zu haben. Wenn ich meinen Terminplan nicht erhalten hatte, dann war das ihr Fehler, nicht meiner, und ich hatte mich ganz ohne Grund so entschuldigend und vorsichtig verhalten.

Mir fiel der Name Brodsky wieder ein, und jetzt hatte ich das deutliche Gefühl, dass ich vor gar nicht allzu langer Zeit etwas über ihn gehört oder gelesen haben musste. Und dann kam mir plötzlich eine kurze Szene wieder ins Gedächtnis, die sich während des langen Fluges zugetragen hatte, den ich gerade hinter mir hatte. Ich hatte in dem abgedunkelten Flugzeug gesessen, und während die anderen Passagiere um mich herum schliefen, hatte ich unter dem schwachen Strahl der Leselampe den Terminplan für diese Tournee studiert. Einmal war der Mann neben mir aufgewacht, und nach ein paar Minuten hatte er einige witzige Bemerkungen gemacht. Tatsächlich hatte er sich sogar, so fiel mir jetzt wieder ein, zu mir herübergelehnt und mir eine kleine Quizfrage gestellt, irgendetwas über die Fußballweltmeisterschaft. Ich wollte mich von der Analyse meines Terminplans nicht ablenken lassen, und so fertigte ich ihn recht kühl ab. An all das erinnerte ich mich jetzt ganz deutlich. Ich erinnerte mich sogar an die Struktur des dicken grauen Papiers, auf das der Terminplan gedruckt war, an den trüben gelben Fleck, der von der Leselampe auf das Papier

geworfen wurde, an das Dröhnen der Flugzeugmotoren – doch so sehr ich mich auch bemühte, ich wusste nichts mehr von dem, was auf dem Blatt gestanden hatte.

Kurze Zeit später spürte ich dann, wie mich meine Müdigkeit überwältigte, und ich entschied, dass es keinen Zweck hatte, mir weiter Sorgen zu machen, bevor ich nicht ein wenig geschlafen hatte. Denn aus Erfahrung wusste ich ganz genau, wie viel klarer man die Dinge sieht, wenn man sich etwas ausgeruht hat. Danach könnte ich dann Miss Stratmann aufsuchen, das Missverständnis aus dem Weg räumen, eine Kopie meines Terminplans in Empfang nehmen und mit ihr alles klären, was noch einer Klärung bedurfte.

Ich war gerade dabei einzudösen, als mich plötzlich etwas veranlasste, die Augen noch einmal zu öffnen und wieder an die Decke zu starren. Eine ganze Weile musterte ich die Decke sehr aufmerksam, dann setzte ich mich im Bett auf und sah mich um, das Gefühl des Wiedererkennens wurde von Sekunde zu Sekunde stärker. Das Zimmer, in dem ich mich befand, so erkannte ich, war haargenau dasselbe Zimmer, das mir während der zwei Jahre, die ich mit meinen Eltern im Haus meiner Tante an der englisch-walisischen Grenze verbracht hatte, als Schlafzimmer gedient hatte. Ich sah mich noch einmal in dem Zimmer um, dann legte ich mich wieder hin und starrte weiter an die Decke. Sie war vor Kurzem frisch getüncht und gestrichen worden, sie war jetzt größer, die Kranzleisten waren entfernt worden, die Verzierungen um die Deckenleuchte herum waren ganz andere. Aber es war unverkennbar dieselbe Decke, an die ich damals von meinem schmalen quietschenden Bett aus so oft gestarrt hatte.

Ich drehte mich auf die Seite und schaute hinunter auf den Fußboden neben dem Bett. Genau dort, wo ich mit den Füßen aufkommen würde, hatte das Hotel einen dunklen Bettvorleger platziert. Mir fiel ein, dass damals dasselbe Stückchen Fußboden

ein abgenutzter grüner Vorleger bedeckt hatte, auf dem ich mehrmals in der Woche in sorgfältiger Formation meine Kunststoffsoldaten aufzubauen pflegte – insgesamt über einhundert, die ich in zwei Keksdosen aufbewahrte. Ich streckte meine Hand aus und ließ meine Finger über den Hotelvorleger gleiten, und dabei kam mir ein Nachmittag ins Gedächtnis, als ich in meine Kunststoffsoldaten-Welt versunken war und unten plötzlich ein lauter Streit ausbrach. Die Stimmen waren so laut und erbot, dass sogar ich als sechs- oder siebenjähriges Kind begriff, dass dies kein gewöhnlicher Streit war. Doch ich hatte mir eingeredet, es sei weiter nichts, und so legte ich meine Wange wieder auf den grünen Vorleger und ließ meine Schlachtpläne weitergedeihen. Ungefähr in der Mitte dieser grünen Matte befand sich ein Riss, der für mich immer Anlass beträchtlicher Verärgerung gewesen war. Doch an dem Nachmittag, als die Stimmen unten weiterwüteten, kam mir zum ersten Mal in den Sinn, dass dieser Riss als eine Art Dickicht dienen könnte, durch das sich meine Soldaten schlagen müssten. Diese Entdeckung – dass nämlich der Schönheitsfehler, der meine Fantasiewelt immer zu gefährden drohte, in das Spiel einbezogen werden könnte – war für mich außerordentlich aufregend, und dieses »Dickicht« sollte ein Schlüsselement in den vielen Schlachten werden, die ich danach noch inszenierte.

All dies fiel mir wieder ein, während ich weiter an die Decke starrte. Natürlich war mir die ganze Zeit vollkommen bewusst, dass überall im Zimmer gewisse Dinge verändert oder entfernt worden waren. Doch die Erkenntnis, dass ich mich nach all der langen Zeit wieder in meinem Kindheitsrefugium befand, führte dazu, dass sich ein tiefes Gefühl des Friedens über mich senkte. Ich schloss die Augen, und für einen Augenblick war mir so, als sei ich wieder von all den alten Möbeln umgeben. In der Ecke hinten zu meiner Rechten der große weiße Schrank mit dem zerbrochenen

Türknauf. Das Bild meiner Tante mit der Kathedrale von Salisbury an der Wand am Kopfende meines Bettes. Das Nachttischchen mit seinen zwei winzigen Schubladen, in denen meine kleinen Schätze und geheimen Besitztümer lagen. Die ganze Anspannung des Tages – der lange Flug, das Durcheinander wegen meines Terminplans, Gustavs Probleme – schien zu weichen, und ich spürte, wie ich in einen tiefen und erschöpften Schlaf sank.

Als ich durch das Telefon auf dem Nachttisch geweckt wurde, hatte ich das Gefühl, dass es schon eine ganze Weile geklingelt haben musste. Ich nahm den Hörer ab, und eine Stimme sagte:

»Hallo? Mr Ryder?«

»Ja, hallo.«

»Ah, Mr Ryder. Mein Name ist Hoffman, ich bin der Hotel-direktor.«

»Ah ja. Guten Tag.«

»Wir freuen uns so sehr, Mr Ryder, Sie endlich bei uns zu haben. Seien Sie herzlich willkommen.«

»Danke.«

»Ganz besonders herzlich. Sorgen Sie sich bitte nicht wegen Ihrer verspäteten Ankunft. Ich glaube, Fräulein Stratmann hat es Ihnen schon gesagt – wir alle hier haben vollstes Verständnis. Wenn jemand derartige Entfernungen zurücklegen muss und so viele Engagements in der ganzen Welt hat – haha! –, sind solche Dinge manchmal nicht zu vermeiden.«

»Aber ...«

»Nein, wirklich, über die Sache müssen wir kein Wort mehr verlieren. Sämtliche Damen und Herren hatten, wie ich schon sagte, vollstes Verständnis. Also wollen wir die Sache als erledigt

betrachten. Hauptsache, Sie sind jetzt hier. Und allein dafür schulden wir Ihnen schon unendlichen Dank.«

»Also, ich danke Ihnen, Mr Hoffman.«

»Tja, wenn Sie im Moment nicht allzu beschäftigt sind, würde ich Sie gerne noch einmal persönlich begrüßen.«

»Das ist wirklich sehr freundlich von Ihnen«, entgegnete ich.
»Aber ich hatte mich gerade ein wenig hingelegt ...«

»Ein wenig hingelegt?« Kurzes Aufflackern von Verärgerung in der Stimme. Doch schon im nächsten Moment war die Höflichkeit vollständig zurückgekehrt. »Ja, natürlich, natürlich. Sie müssen sehr erschöpft sein. Sie hatten ja eine sehr lange Reise. Dann sagen wir also, wann immer es Ihnen recht ist.«

»Ich freue mich schon darauf, Sie kennenzulernen, Mr Hoffman. Und ich kann gerne sofort hinunterkommen.«

»Nein, nein, bitte keine Umstände meinerwegen. Ich werde einfach hier warten – ich meine, hier in der Halle –, bis es Ihnen beliebt zu kommen. Es hat wirklich keine Eile.«

Ich dachte einen Augenblick nach. Dann sagte ich: »Aber Mr Hoffman, Sie haben doch sicher so viele andere Dinge zu erledigen.«

»Ja, stimmt, um diese Zeit ist immer besonders viel zu tun. Aber auf Sie, Mr Ryder, warte ich gerne hier, egal wie lange es dauert.«

»Aber bitte, Mr Hoffman, Sie sollten Ihre wertvolle Zeit nicht für mich opfern. Ich bin sofort unten bei Ihnen.«

»Nein, nein, Mr Ryder, das ist gar nicht nötig. Es ist mir eine Ehre, hier auf Sie zu warten, ganz bestimmt. Also, wie ich schon sagte, bitte keine Umstände meinerwegen. Seien Sie gewiss, ich bleibe hier stehen, bis Sie kommen.«

Ich bedankte mich noch einmal bei ihm und legte auf. Ich setzte mich im Bett auf, schaute mich um, und an dem Licht von draußen erkannte ich, dass es später Nachmittag sein musste. Ich fühlte

mich noch erschöpfter als vorher, aber ich hatte wohl keine andere Wahl, als in die Halle hinunterzugehen. Ich stand auf, ging zu einem der Koffer und fand ein Jackett, das nicht ganz so verknittert war wie die Jacke, die ich immer noch trug. Während ich mich umzog, überkam mich ein heftiges Verlangen nach einer Tasse Kaffee, und so drängte es mich wenige Minuten später förmlich aus meinem Zimmer hinaus.

Ich trat aus dem Aufzug und merkte sofort, dass es in der Halle weit lebhafter zuging als bei meiner Ankunft. Überall um mich herum saßen Hotelgäste in bequemen Sesseln, sie blätterten Zeitungen durch oder plauderten bei einer Tasse Kaffee miteinander. In der Nähe der Rezeption begrüßten sich fröhlich einige Japaner. Diese Wandlung verwirrte mich ein wenig, und so sah ich den Hoteldirektor erst, als er genau vor mir stand.

Er war in den Fünffzigern und größer und korpulenter, als ich es mir der Stimme am Telefon nach vorgestellt hatte. Er reichte mir die Hand und strahlte mich mit breitem Lächeln an. Dabei fiel mir auf, dass er recht kurzatmig war und dass ihm der Schweiß auf der Stirn stand.

Während wir uns die Hand schüttelten, betonte er mehrmals, welch große Ehre meine Anwesenheit für die Stadt und besonders für sein Hotel sei. Dann lehnte er sich vor und sagte in vertraulichem Ton: »Und lassen Sie mich Ihnen versichern, dass alle Vorbereitungen für Donnerstagabend in vollem Gange sind. Es gibt wirklich nichts, worüber Sie sich Sorgen machen müssten.«

Ich wartete darauf, dass er fortfuhr, aber als er nur immer weiter lächelte, sagte ich: »Aha, gut zu wissen.«

»Doch, doch, tatsächlich, da ist wirklich nichts, worüber Sie sich Sorgen machen müssten.«

Es entstand eine unangenehme Pause. Nach einer Weile schien Mr Hoffman noch etwas sagen zu wollen, aber dann hielt er inne, lachte und schlug mir leicht auf die Schulter – eine Geste, die ich für unangemessen vertraulich hielt. Schließlich sagte er: »Wenn es irgendetwas gibt, Mr Ryder, das ich tun kann, um Ihren Aufenthalt hier noch angenehmer zu gestalten, lassen Sie es mich bitte sofort wissen.«

»Danke, sehr freundlich.«

Es entstand eine weitere Pause. Dann lachte er wieder, schüttelte leicht den Kopf und schlug mir noch einmal auf die Schulter.

»Mr Hoffman«, sagte ich, »ist da noch irgendetwas Besonderes, über das Sie mit mir sprechen wollten?«

»Ach, nichts Besonderes, Mr Ryder. Ich wollte Sie einfach nur willkommen heißen und sicherstellen, dass alles zu Ihrer Zufriedenheit geregelt wurde.« Dann plötzlich brach es aus ihm heraus. »Ja, natürlich. Jetzt, wo Sie es sagen – da ist tatsächlich noch etwas. Aber es ist wirklich nur eine Kleinigkeit.« Doch da schüttelte er wieder den Kopf und lachte. Dann sagte er: »Es geht um die Sammelmappen meiner Frau.«

»Die Sammelmappen Ihrer Frau?«

»Sie ist sehr gebildet, Mr Ryder. Natürlich bewundert sie Sie sehr. Sie hat Ihre Karriere voller Interesse verfolgt, und seit einigen Jahren sammelt sie alle Zeitungsausschnitte über Sie.«

»Ach ja? Wie nett von ihr.«

»In der Tat hat sie zwei Sammelmappen angelegt, die Ihnen allein vorbehalten sind. Die Ausschnitte sind chronologisch eingeordnet und gehen etliche Jahre zurück. Aber ich will gleich zur Sache kommen. Meine Frau hofft schon so lange von ganzem Herzen, dass Sie sich diese Mappen eines Tages einmal ansehen werden. Die Nachricht, dass Sie zu uns in die Stadt kommen würden, hat dieser Hoffnung natürlich neue Nahrung gegeben. Allerdings war

ihr auch bewusst, wie beschäftigt Sie hier sein würden, und sie hat darauf bestanden, dass man Sie wegen der Mappen nicht extra belästigt. Aber mir war natürlich klar, was sie sich insgeheim erhofft hat, also habe ich ihr versprochen, dass ich die Angelegenheit Ihnen gegenüber auf jeden Fall zur Sprache bringe. Wenn Sie auch nur eine Minute Zeit hätten, einen Blick in die Alben zu werfen – Sie machen sich ja keine Vorstellung davon, was ihr das bedeuten würde.«

»Übermitteln Sie Ihrer Frau bitte meinen Dank, Mr Hoffman. Es wird mir eine Freude sein, mir die Mappen einmal anzuschauen.«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen, Mr Ryder! Wirklich sehr, sehr freundlich! Die Sammelmappen habe ich übrigens gleich hierher ins Hotel mitgebracht. Aber ich kann mir gut vorstellen, wie beschäftigt Sie sein müssen.«

»Ja, ich habe wirklich einen ziemlich dichten Terminplan. Aber ganz sicher werde ich die Zeit finden, mir die Mappen Ihrer Frau anzusehen.«

»Wie freundlich von Ihnen, Mr Ryder! Aber lassen Sie mich in aller Deutlichkeit sagen, dass ich Sie ganz bestimmt nicht noch zusätzlich belasten möchte. Deshalb will ich Ihnen Folgendes vorschlagen. Ich werde so lange warten, bis Sie mich wissen lassen, wann Sie die Mappen ansehen wollen. Bis dahin werde ich Sie nicht belästigen. Wenn Sie das Gefühl haben, dass die Zeit dafür gekommen ist, können Sie mich jederzeit, ob Tag oder Nacht, aufsuchen. Ich bin im Grunde leicht zu finden und verlasse das Haus immer erst sehr spät. Wenn Sie kommen, lasse ich dann alles stehen und liegen, was immer ich gerade tue, und gehe die Mappen holen. Wenn wir so verbleiben, würde ich mich viel wohler fühlen. Ihren Terminplan noch weiter belastet zu haben, das könnte ich wirklich nicht ertragen.«

»Das ist sehr rücksichtsvoll von Ihnen, Mr Hoffman.«

»Da fällt mir gerade noch etwas ein, Mr Ryder. In den nächsten

Tagen wird es möglicherweise den Anschein haben, dass ich ungeheuer beschäftigt bin. Aber Sie sollten wissen, nie werde ich so sehr in Anspruch genommen sein, als dass ich nicht Zeit für unsere kleine Angelegenheit hätte. Also, auch wenn ich sehr beschäftigt wirke, lassen Sie sich bitte nicht abschrecken.«

»Na schön. Ich werde daran denken.«

»Vielleicht sollten wir eine Art Zeichen vereinbaren. Ich sage das, weil Sie mich vielleicht suchen kommen und mich am anderen Ende eines Raumes voller Menschen sehen. Es wäre sicher sehr beschwerlich für Sie, sich einen Weg durch eine wogende Menschenmasse bahnen zu müssen. Und wenn Sie die Stelle im Raum erreicht haben, an der Sie mich hatten stehen sehen, könnte es ja auch sein, dass ich schon längst wieder weg bin. Deshalb wäre es bestimmt ratsam, sich durch ein Zeichen zu verständigen. Irgendeine leicht erkennbare Geste, die Sie über die Köpfe der Menschen hinweg machen könnten.«

»Ja, tatsächlich, das ist wohl eine ganz vernünftige Idee.«

»Ausgezeichnet. Ich finde es richtig herzerfrischend, dass Sie ein so angenehmer und freundlicher Mensch sind, Mr Ryder. Wenn man das doch nur von gewissen anderen Prominenten sagen könnte, die bei uns schon zu Gast waren. Also. Wir müssen uns dann nur noch auf ein Zeichen einigen. Vielleicht darf ich einen Vorschlag machen ... tja, also – sagen wir doch in etwa so.«

Er hob eine Hand, die Handfläche weg vom Körper, Finger gespreizt, und er beschrieb eine Bewegung, als wolle er ein Fenster putzen.

»Nur so als Beispiel«, sagte er und führte die Hand schnell hinter den Rücken. »Natürlich, wenn Sie vielleicht lieber ein anderes Zeichen hätten.«

»Nein, dieses Zeichen ist wunderbar. Ich werde Ihnen das Zeichen geben, sobald ich die Zeit habe, mir die Sammelmappen

Ihrer Frau anzusehen. Es ist wirklich sehr freundlich von ihr, dass sie sich all die Mühe gemacht hat.«

»Ich weiß, dass es ihr eine ganz große Freude gewesen ist. Wenn Sie später natürlich doch das Gefühl haben, ein anderes Zeichen wäre Ihnen lieber, rufen Sie mich einfach von Ihrem Zimmer aus an oder hinterlassen Sie bei einem der Angestellten eine Nachricht.«

»Sehr freundlich von Ihnen, aber das Zeichen, das Sie vorschlagen, scheint mir wirklich ganz prima zu sein. Tja, Mr Hoffman, könnten Sie mir wohl sagen, wo ich einen guten Kaffee bekommen kann? Im Moment habe ich das Gefühl, als könnte ich mehr als nur eine Tasse vertragen.«

Der Hoteldirektor lachte höchst theatralisch. »Das Gefühl kenne ich nur zu gut. Ich bringe Sie ins Atrium. Ich darf doch vorangehen.«

Ich folgte ihm zu einer Ecke der Halle und durch eine schwere Drehtür. Wir betraten einen langen düsteren Korridor mit dunkler Holztäfelung an den Wänden. In diesen Korridor fiel so wenig Licht von draußen, dass man sogar um diese Tageszeit eine lange Reihe trüber Wandleuchten angelassen hatte. Hoffman ging flott immer weiter voran, und alle paar Schritte wandte er den Kopf, um mir über die Schulter zuzulächeln. Auf halber Höhe kamen wir an einer recht pompös aussehenden Tür vorbei, und Hoffman, der meinen Seitenblick bemerkt haben musste, sagte:

»Ach ja. Normalerweise würde der Kaffee dort im Salon serviert werden. Ein prachtvoller Raum, Mr Ryder, und sehr bequem. Und jetzt ist er sogar noch schöner durch die handgearbeiteten Tische, die ich selbst vor Kurzem auf einer Reise nach Florenz entdeckt habe. Ich bin sicher, sie würden Ihnen gefallen. Allerdings haben wir momentan, wie Sie ja schon wissen, den Raum für Mr Brodsky reserviert.«

»Ach, richtig. Er war hier, als ich angekommen bin.«

»Er ist immer noch hier. Ich würde Sie ja hineinführen und Sie beide miteinander bekannt machen, aber ich glaube, es ist nicht ganz der richtige Zeitpunkt. Mr Brodsky könnte ... na ja, sagen wir, es könnte einfach nicht der richtige Zeitpunkt sein. Haha! Aber keine Sorge, Sie beide werden noch genügend Gelegenheit haben, einander kennenzulernen.«

»Mr Brodsky ist jetzt gerade da drin?«

Ich schaute zurück zur Tür, und vielleicht verlangsamte ich auch meinen Schritt ein wenig. Jedenfalls nahm mich der Hoteldirektor beim Arm und fing an, mich von der Tür wegzubugsieren.

»Ja, er ist in dem Raum. Aber wenn er im Moment auch ganz still dasitzt, kann ich Ihnen versichern, dass er gleich wieder weiterüben wird. Wissen Sie, heute Vormittag hat er volle vier Stunden mit dem Orchester geprobt. Nach dem, was man so hört, klappt alles wirklich ganz wunderbar. Sie sehen also, Sie müssen sich keine Sorgen machen.«

Der Korridor machte schließlich eine Biegung, und danach wurde er sehr viel heller. In diesem Teil des Korridors gab es an einer Wand eine ganze Reihe von Fenstern, was dazu führte, dass sich auf dem Boden Flecken aus Sonnenlicht bildeten. Erst nachdem wir ihn ein ganzes Stück entlanggegangen waren, ließ Hoffman mich los. Während wir unsere Schritte wieder verlangsamten, lachte der Hoteldirektor kurz auf, um seine Verlegenheit zu verbergen.

»Das Atrium ist gleich hier. Im Grunde ist es eine Bar, aber es ist ganz gemütlich dort, und Sie können Kaffee bestellen oder was immer Sie wünschen. Hier entlang bitte.«

Wir traten vom Korridor unter einen überwölbten Eingang.

»Dieser Anbau«, erklärte Hoffman, während er mich hineinführte, »ist vor drei Jahren fertig geworden. Wir nennen das Ganze unser Atrium, und wir sind sehr stolz darauf. Die Entwürfe hat eigens für uns Antonio Zanotto angefertigt.«

Wir gelangten in einen hellen geräumigen Saal. Wegen des Glasdaches hoch über uns hatte man beinahe den Eindruck, auf einen Innenhof hinauszutreten. Der Fußboden war eine weitläufige weiß geflieste Fläche, das herausragendste Merkmal des Raumes war ein Brunnen in der Mitte dieser Fläche – ein Gewirr nymphenartiger Gestalten aus Marmor, die mit beachtlicher Kraft Wasser spien. Tatsächlich kam es mir so vor, als sei der Wasserdruck reichlich übertrieben; das andere Ende des Atriums konnte man nur durch den feinen, in der Luft schwebenden Sprühnebel erkennen. Trotzdem konnte ich mich recht schnell davon überzeugen, dass jede Ecke des Atriums ihre eigene Bar mit jeweils eigener Gruppe von Barhockern, Sesseln und Tischen hatte. Weiß gekleidete Kellner durchquerten im Zickzack den Raum, und es hatte den Anschein, als sei eine recht große Zahl von Gästen anwesend – doch die Wirkung des Raumes war so, dass man die Gäste kaum bemerkte.

Ich merkte, dass der Hoteldirektor mich mit selbstgefälligem Ausdruck musterte und darauf wartete, dass ich das Ambiente lobte. Doch es überwältigte mich ein so heftiges Bedürfnis nach Kaffee, dass ich mich einfach wendete und zur nächsten Bar trat.

Ich hatte mich gerade auf einen Barhocker gesetzt und meine Ellenbogen auf den Tresen gestützt, als der Hoteldirektor wieder hinter mir erschien. Er schnipste mit den Fingern nach dem Barkeeper, der allerdings ohnehin gerade meine Bestellung entgegennehmen wollte, und sagte: »Kenyan! Mr Ryder hätte gerne ein Kännchen Kaffee.« Dann drehte er sich wieder zu mir um und sagte: »Nichts würde ich jetzt lieber tun, als mich hier zu Ihnen zu setzen, Mr Ryder. Und mich gemütlich mit Ihnen ein bisschen über Kunst und Musik zu unterhalten. Leider habe ich einiges zu erledigen, was ich nicht länger aufschieben kann. Wollen Sie mich also bitte entschuldigen?«

Obwohl ich mich nachdrücklich für seine Freundlichkeit bedankte,

verbrachte er einige weitere Minuten damit, sich von mir zu verabschieden. Dann schaute er endlich auf seine Uhr, und mit einem Aufschrei eilte er davon.

Nun, da ich allein war, muss ich wohl recht schnell in Gedanken versunken sein, denn dass der Barkeeper zurückgekommen war, hatte ich nicht bemerkt. Aber er muss wohl zurückgekommen sein, denn bald schon trank ich meinen Kaffee und starrte in die verspiegelte Wand hinter der Bar – in der ich nicht nur mein eigenes Spiegelbild, sondern auch einen großen Teil des Raumes hinter mir sehen konnte. Nach einer Weile stellte ich fest, dass aus irgendeinem Grund in meinem Kopf Schlüsselszenen eines Fußballspiels ablaufen, zu dem ich vor vielen Jahren einmal gegangen war – eine Begegnung zwischen Deutschland und den Niederlanden. Ich korrigierte meine Haltung auf dem Barhocker – ich sah, dass ich mich zu sehr zusammengekrümmt hatte – und versuchte, mich an die Namen der Spieler zu erinnern, die in dem Jahr zur Mannschaft der Niederlande gehört hatten. Rep, Krol, Haan, Neeskens. Nach einigen Minuten waren mir alle bis auf zwei Spieler wieder eingefallen, aber diese beiden letzten Namen waren am Rand meines Gedächtnisses stecken geblieben. Während ich noch versuchte, mich zu erinnern, fing das Geräusch des Springbrunnens hinter mir, das ich zuerst als recht beruhigend empfunden hatte, plötzlich an, mich nervös zu machen. Es schien, als würde sich, wenn nur dieses Geräusch endlich aufhören könnte, mein Gedächtnis öffnen, als würde es mir dann gelingen, mich an die Namen zu erinnern.

Ich versuchte immer noch, mich zu erinnern, als eine Stimme hinter mir plötzlich sagte:

»Entschuldigen Sie, Sie sind doch Mr Ryder, nicht?«

Ich schaute mich um und blickte in das gesunde Gesicht eines jungen Mannes. Er war wohl Anfang zwanzig, und nachdem ich genickt hatte, kam er sofort zur Bar herüber.

»Ich hoffe, ich störe nicht«, sagte er, »aber als ich Sie gesehen habe, musste ich einfach sofort herüberkommen und Ihnen sagen, wie aufregend ich es finde, dass Sie hier sind. Wissen Sie, ich bin selber Pianist. Allerdings spiele ich nur aus reiner Liebhaberei. Na ja, und ich habe Sie immer schon so sehr verehrt. Und als Vater dann erfuhr, dass Sie kommen werden, war ich hellauf begeistert.«

»Vater?«

»Oh, Verzeihung. Ich bin Stephan Hoffman. Der Sohn des Hoteldirektors.«

»Ach so. Guten Tag.«

»Sie haben doch nichts dagegen, wenn ich mich einen Augenblick zu Ihnen setze, oder?« Der junge Mann setzte sich neben mich auf einen Hocker. »Wissen Sie, Vater ist genauso begeistert, wenn nicht noch begeisterter. So wie ich Vater kenne, hat er Ihnen womöglich noch gar nicht gesagt, wie begeistert er ist. Aber glauben Sie mir, es ist ungeheuer wichtig für ihn.«

»Was Sie nicht sagen.«

»Ja, wirklich, ich übertreibe nicht. Ich weiß noch, wie es war, als Vater auf Ihre Antwort wartete. Immer, wenn von Ihnen die Rede war, verfiel er in dieses merkwürdige Schweigen. Und als dann der Druck immer stärker wurde, brummelte er oft leise vor sich hin: ›Wie lange noch? Wie lange wird er mich noch auf seine Antwort warten lassen? Er wird absagen. Ich fühle es.‹ Ich habe mich wirklich anstrengen müssen, um ihn wieder aufzumuntern. Na, jedenfalls können Sie sich ja vorstellen, wie wichtig Ihre Anwesenheit hier für ihn ist. Er ist ein solcher Perfektionist! Wenn er ein Ereignis wie diesen Donnerstagabend organisiert, muss alles, aber auch wirklich alles, hundertprozentig klappen. Jede Einzelheit geht er wieder und wieder durch. Manchmal treibt er dieses Streben nach Perfektion allerdings wirklich etwas zu weit. Aber wenn er in dem

Punkt anders wäre, dann wäre er nicht Vater, und nicht einmal die Hälfte seiner Vorhaben wäre erfolgreich.«

»Ach ja. Er scheint wirklich ein bewundernswerter Mensch zu sein.«

»Also eigentlich, Mr Ryder«, sagte der junge Mann, »hatte ich Sie etwas fragen wollen. Tatsächlich ist es mehr eine Bitte. Und wenn es nicht geht, dann sagen Sie es nur. Ich nehme es bestimmt nicht übel.«

Stephan Hoffman schwieg, als wolle er all seinen Mut zusammennehmen. Ich trank noch einen Schluck Kaffee und betrachtete im Spiegel, wie wir da so nebeneinandersaßen.

»Also, es hat mit Donnerstagabend zu tun«, fuhr er fort. »Sie müssen wissen, Vater hat mich gebeten, bei der Veranstaltung Klavier zu spielen. Ich habe geübt, und ich bin auch so weit, und es ist nicht so, dass ich mir Sorgen deswegen mache oder so etwas ...« Während er das sagte, verließ ihn seine selbstbewusste Art, und für einen kurzen Moment sah ich einen schüchternen Heranwachsenden. Aber sofort hatte er sich mit einem lässigen Achselzucken wieder im Griff. »Es ist ja bloß, weil dieser Donnerstagabend so wichtig ist und ich ihn nicht enttäuschen möchte. Also Folgendes: Ich habe mich gefragt, ob Sie vielleicht ein paar Minuten Zeit hätten und einmal zuhören würden, wenn ich mein Stück durchspiele. Ich habe mir Jean Louis La Roches *Dahlia* ausgesucht. Wie gesagt, ich spiele nur aus Liebhaberei, und Sie müssten schon ein bisschen Nachsicht haben. Aber ich habe mir gedacht, ich könnte es einfach einmal durchspielen, und Sie könnten mir verraten, wie ich einige Stellen noch verbessern könnte.«

Ich dachte einen Augenblick darüber nach. »Also«, sagte ich nach einer Weile, »Sie sind entschlossen, Donnerstagabend aufzutreten.«

»Natürlich ist es nur ein bescheidener Beitrag zu dieser Veran-

staltung – verglichen mit ... nun ja«, er lachte auf, »den anderen Auftritten. Aber trotzdem möchte ich, dass mein Vorspiel so gut wie nur möglich wird.«

»Ja, das verstehe ich vollkommen. Also, ich würde mich freuen, Ihnen zu helfen, so gut ich kann.«

Über das Gesicht des jungen Mannes ging ein Strahlen. »Oh, Mr Ryder, ich bin sprachlos! Das ist genau das, was ich brauche ...«

»Aber da gibt es ein kleines Problem. Sie können sich ja wohl vorstellen, dass meine Zeit hier recht knapp bemessen ist. Ich weiß noch nicht genau, wann ich ein paar Minuten Zeit für Sie erübrigen kann.«

»Ja, natürlich. Wann immer es Ihnen passt, Mr Ryder. Du meine Güte, das ist ja wirklich wundervoll. Um ganz ehrlich zu sein, ich war fest davon überzeugt, dass Sie meine Bitte rundheraus ablehnen würden.«

Auf einmal war irgendwo in der Kleidung des jungen Mannes ein Piepser zu hören. Stephan schreckte hoch, dann langte er in die Innentasche seiner Jacke.

»Tut mir furchtbar leid«, sagte er, »aber das ist wirklich dringend. Ich hätte schon längst weg sein müssen. Aber als ich Sie hier habe sitzen sehen, Mr Ryder, musste ich einfach herüberkommen. Ich hoffe, wir können unser Gespräch bald fortsetzen. Aber jetzt darf ich mich entschuldigen.«

Er stieg von dem Barhocker, doch dann schien er eine Sekunde lang in Versuchung, eine weitere Unterhaltung zu beginnen. Dann ließ sich der Piepser wieder hören, und der junge Mann eilte verlegen lächelnd davon.

Ich drehte mich wieder zu meinem Spiegelbild hinter dem Bartresen um und widmete mich wieder meinem Kaffee. Doch es wollte mir nicht gelingen, die Stimmung entspannter innerer Ruhe erneut heraufzubeschwören, die ich vor der Ankunft des jungen

Mannes verspürt hatte. Stattdessen war da wieder die Befürchtung, dass man hier sehr viel von mir erwartete, dass aber im Augenblick der Stand der Dinge alles andere als zufriedenstellend war. Es blieb mir wohl nichts anderes übrig, als Miss Stratmann aufzusuchen und einige Punkte ein für alle Mal zu klären. Ich beschloss, zu ihr zu gehen, sobald ich diese Tasse Kaffee ausgetrunken hatte. Es gab überhaupt keinen Grund dafür, dass dieses Treffen unangenehm verlaufen sollte, und es wäre sicher ganz einfach zu erklären, was bei unserer letzten Begegnung schiefgegangen war. »Miss Stratmann«, könnte ich etwa sagen, »ich war vorhin sehr müde, und deshalb habe ich Sie missverstanden, als Sie nach meinem Terminplan gefragt haben. Ich dachte, Sie wollten wissen, ob ich Zeit hätte, mir den Plan sofort anzusehen, wenn Sie mir an Ort und Stelle eine Kopie gegeben hätten.« Ich könnte aber auch in die Offensive gehen oder sogar in vorwurfsvollem Ton mit ihr reden. »Also, Miss Stratmann, ich muss schon sagen, ich bin recht besorgt und ... ja, sogar ein wenig enttäuscht. Wenn man bedenkt, welche hohe Verantwortung Sie und die Bürger dieser Stadt mir offensichtlich aufbürden wollen, sollte ich doch wohl mit Fug und Recht ein gewisses Niveau bei der Organisation erwarten dürfen.«

Ich hörte, wie sich ganz in meiner Nähe etwas bewegte, schaute auf und sah, dass Gustav, der älteste Hoteldiener, neben meinem Hocker stand. Als ich mich zu ihm umdrehte, lächelte er und sagte:

»Ach, hallo. Ganz zufällig habe ich Sie hier sitzen sehen. Ich hoffe, Sie fühlen sich wohl hier bei uns.«

»O ja, bestimmt. Allerdings hatte ich leider noch keine Gelegenheit, in die Altstadt zu gehen, wie Sie mir empfohlen hatten.«

»Das ist wirklich schade. Denn das ist ein ganz besonders schönes Viertel und auch ganz hier in der Nähe. Und heute ist das Wetter ... also, einfach ideal, finde ich. Die Luft angenehm kühl, aber noch Sonnenschein. Gerade noch warm genug, um draußen zu

sitzen, obwohl Sie sicher eine Jacke oder einen leichten Mantel tragen müssten. Wirklich genau das richtige Wetter für einen Besuch in der Altstadt.«

»Wissen Sie was«, sagte ich, »ein bisschen frische Luft könnte jetzt genau das sein, was ich brauche.«

»Da kann ich Ihnen nur zustimmen. Es wäre geradezu eine Schande, wenn Sie wieder abreisen würden, ohne wenigstens einen kurzen Spaziergang durch die Altstadt gemacht zu haben.«

»Wissen Sie was, ich glaube, genau das werde ich jetzt tun. Ich gehe sofort los.«

»Und wenn Sie dann noch Zeit haben, sich am Alten Platz ins Ungarische Café zu setzen, werden Sie es sicher nicht bereuen. Ich würde vorschlagen, Sie bestellen sich ein Könnchen Kaffee und ein Stück Apfelstrudel. Übrigens, da fällt mir gerade ein ...« Der Hoteldiener schwieg einen Augenblick. Dann fuhr er fort: »Da fällt mir gerade ein, dass ich Sie um einen kleinen Gefallen bitten wollte. Normalerweise würde ich Gäste des Hotels nicht darum bitten, mir einen Gefallen zu tun, aber in Ihrem Fall, nun ja, ich glaube, wir haben einander schon recht gut kennengelernt.«

»Ich würde sehr gern etwas für Sie tun, wenn es nur möglich ist«, antwortete ich.

Einen Moment lang blieb der Hoteldiener schweigend an seinem Platz stehen.

»Es ist nur eine Kleinigkeit«, sagte er schließlich. »Sehen Sie, ich weiß, dass genau jetzt um diese Zeit meine Tochter im Ungarischen Café sein wird. Sie wird den kleinen Boris bei sich haben. Sie ist eine sehr liebenswürdige junge Frau, ich bin sicher, Sie werden sie sehr sympathisch finden. Das geht den meisten Leuten so. Sie ist nicht gerade das, was man schön nennen würde, aber sie ist eine recht attraktive Erscheinung. Sie ist wirklich herzensgut. Aber ich nehme an, dass sie diese kleine Schwäche immer schon in sich

hatte. Vielleicht war es die Art und Weise, wie sie aufgewachsen ist, wer kann das schon sagen? Aber auf jeden Fall war es immer schon da. Das heißt, sie neigt dazu, sich manchmal von den Problemen erdrücken zu lassen, selbst wenn sie sie durchaus bewältigen könnte. Eine kleine Schwierigkeit ergibt sich, und statt die wenigen schlichten Maßnahmen zu ergreifen, die nötig wären, grübelt sie einfach darüber nach. Auf die Weise, und das wissen Sie ja, wachsen sich kleine Probleme zu großen aus. Und bald erscheinen ihr die Dinge äußerst kompliziert, und sie steigert sich in höchste Verzweiflung hinein. Das ist alles so unnötig. Ich weiß nicht, was ihr gerade im Moment Sorgen bereitet, aber ich bin sicher, so unüberwindlich ist das Problem nicht. Ich habe das schon so oft gesehen. Aber wissen Sie, inzwischen merkt Boris allmählich etwas. Also wenn Sophie die Dinge nicht bald in den Griff bekommt, fürchte ich, dass der Junge ernsthaft verunsichert wird. Und im Moment bereitet er einem wirklich nur Freude. Er ist so offen und vertrauensvoll. Ich weiß, dass er unmöglich für den Rest seines Lebens so bleiben wird, und vielleicht wäre das ja auch gar nicht gut für ihn. Aber trotzdem – ich glaube, in seinem Alter sollte er noch ein paar Jahre lang glauben, dass die Welt ein Ort voller Sonnenschein und Lachen ist.« Er schwieg wieder und schien eine Weile tief in Gedanken versunken. Dann schaute er auf und fuhr fort: »Wenn Sophie nur begreifen würde, was da vor sich geht – ich weiß, dann würde sie die Dinge in den Griff bekommen. Im Grunde ihres Herzens ist sie sehr gewissenhaft, immer bestrebt, das Beste zu tun für die Menschen, die sie am meisten liebt. Aber mit Sophie ist es so, dass sie ... na ja, wenn sie erst einmal in dem Zustand ist, braucht sie ein wenig Hilfe, um ihren Sinn für das richtige Maß wiederzubekommen. Ein ordentliches Gespräch, das ist eigentlich alles, was ihr fehlt. Einfach nur jemand, der sich ein paar Minuten mit ihr zusammensetzt und sie alles etwas klarer sehen lässt. Ihr

dabei hilft festzustellen, wo die eigentlichen Schwierigkeiten liegen, ihr zeigt, mit welchen Strategien sie ihre Probleme bewältigen kann. Mehr fehlt ihr gar nicht, ein ordentliches Gespräch, etwas, das ihr wieder den Blick für die richtigen Verhältnisse eröffnet. Den Rest macht sie dann schon allein. Sie kann sehr vernünftig sein, wenn sie nur will. Na ja, und damit bin ich eigentlich schon beim springenden Punkt. Wenn Sie jetzt zufällig in die Altstadt gehen, habe ich mir gedacht, es macht Ihnen vielleicht nichts aus, kurz mal mit Sophie zu reden. Mir ist natürlich klar, dass ich Ihnen damit wohl Ungelegenheiten bereite, aber wenn Sie sowieso hingehen, habe ich mir gedacht, ich könnte Sie ja wenigstens mal fragen. Sie müssten auch gar nicht lange mit ihr reden. Bloß eine kurze Unterhaltung, bloß um herauszufinden, was ihr solche Sorgen macht, und um ihr wieder zum Sinn für das richtige Maß zu verhelfen.«

Der Hoteldiener schwieg und sah mich bittend an. Nach einer Weile antwortete ich seufzend:

»Ich würde wirklich gern helfen, das können Sie mir glauben. Aber wenn ich so höre, was Sie mir da erzählen, habe ich stark den Eindruck, dass Sophies Probleme, was auch immer dahinterstecken mag, höchstwahrscheinlich mit Familienangelegenheiten zu tun haben. Und wie Sie wissen, sind solche Probleme oft sehr verwickelt und kompliziert. Ein Außenstehender wie ich kommt in einem offenen Gespräch womöglich der einen Sache auf den Grund, muss dann aber feststellen, dass diese Sache mit noch einem anderen Problem zusammenhängt. Und so weiter und so weiter. Also, wenn Sie meine ehrliche Meinung hören wollen – ich hätte jetzt gedacht, dass Sie diese verstrickten Familienangelegenheiten mit ihr besprechen sollten. Als Sophies Vater und als Großvater des Jungen verfügen Sie doch schließlich über eine natürliche Autorität, die mir ganz einfach fehlt.«

Der Hoteldiener schien sofort das Gewicht dieser Worte zu

verspüren, und fast tat es mir schon leid, so gesprochen zu haben. Ganz offensichtlich hatte ich einen wunden Punkt berührt. Er drehte sich etwas von mir weg und starrte eine ganze Weile mit leerem Blick durch das Atrium in Richtung Brunnen. Schließlich sagte er:

»Ich weiß Ihren Rat zu schätzen. Von Rechts wegen ist es ja auch tatsächlich so, dass ich mit ihr reden sollte, das sehe ich ja ein. Also, ich will ganz aufrichtig sein – ich weiß nicht genau, wie ich es sagen soll –, aber ich will wirklich ganz aufrichtig Ihnen gegenüber sein. Die Wahrheit ist, Sophie und ich sprechen schon seit Jahren nicht mehr miteinander. Schon ungefähr seit der Zeit, als sie noch ein Kind war. Also können Sie sich denken, dass es für mich ziemlich schwierig ist zu tun, was getan werden muss.«

Der Hoteldiener sah auf seine Füße hinunter und schien auf meine nächste Äußerung wie auf ein Urteil zu warten.

»Tut mir leid«, sagte ich nach einer Weile, »aber ich weiß nicht, ob ich Sie wirklich richtig verstanden habe. Wollen Sie sagen, Sie haben Ihre Tochter all diese Jahre nicht gesehen?«

»Nein, nein. Sie wissen doch, ich *sehe* sie ganz regelmäßig, immer wenn ich ihr Boris abnehme. Ich wollte sagen, dass wir nicht miteinander reden. Vielleicht verstehen Sie es besser, wenn ich Ihnen ein kleines Beispiel gebe. Nehmen Sie etwa diese Nachmittage, an denen Boris und ich nach unseren kleinen Spaziergängen durch die Altstadt auf sie warten. Wir sitzen zum Beispiel in Krankls Kaffeehaus. Boris ist gut gelaunt, spricht laut, lacht über alles. Doch sobald er seine Mutter durch die Tür kommen sieht, sagt er kein Wort mehr. Er ist nicht etwa verstört, er hält sich einfach nur zurück. Er respektiert das Ritual, verstehen Sie? Dann kommt Sophie an unseren Tisch und spricht *ihn* an. Haben wir uns gut amüsiert? Wo sind wir hingegangen? Hat sich Großvater auch nicht erkältet? O ja, sie fragt immer nach mir. Sie macht sich

Sorgen, dass ich mir bei diesen Streifzügen durch das Viertel etwas holen könnte. Aber wie ich schon sagte, Sophie und ich – wir sprechen nicht direkt miteinander. »Sag auf Wiedersehen zu Großvater«, sagt sie dann immer zu Boris statt eines Abschiedsgrüßes, und dann gehen sie zusammen weg. So stehen die Dinge zwischen uns schon seit vielen Jahren, und es scheint keinen rechten Grund zu geben, ausgerechnet jetzt etwas daran zu ändern. Aber wissen Sie, in solchen Situationen fühle ich mich so hilflos. Ich bin wirklich davon überzeugt, ein ordentliches Gespräch ist genau das, was ihr fehlt. Und jemand wie Sie wäre meiner Meinung nach ideal. Bloß ein paar Worte. Bloß damit sie erkennt, wo die eigentlichen Probleme liegen. Wenn Sie bloß das tun würden, den Rest macht sie dann schon allein, darauf können Sie sich verlassen.«

»Na schön«, sagte ich, nachdem ich einen Moment darüber nachgedacht hatte. »Na schön, ich will sehen, was ich tun kann. Aber ich muss noch einmal klar und deutlich sagen, was ich vorhin schon angedeutet habe. Diese Dinge sind für einen Außenstehenden oft zu kompliziert. Aber ich will sehen, was ich tun kann.«

»Ich bin Ihnen sehr verbunden. Sie ist jetzt um diese Zeit im Ungarischen Café. Sie dürften keine Probleme haben, sie zu erkennen. Sie hat langes dunkles Haar und sieht mir recht ähnlich. Und wenn Sie im Zweifel sind, können Sie immer den Besitzer oder einen der Angestellten bitten, sie Ihnen zu zeigen.«

»Na schön. Ich mache mich gleich auf den Weg.«

»Ich bin Ihnen ja so verbunden. Und selbst wenn es aus irgendeinem Grund nicht möglich ist, mit ihr zu reden, bin ich sicher, der Spaziergang durch die Gegend da wird Ihnen Spaß machen.«

Ich stieg von dem Barhocker. »Also gut«, sagte ich zu ihm, »ich sage Ihnen dann, wie ich vorangekommen bin.«

»Ganz, ganz herzlichen Dank.«

Der Weg vom Hotel zur Altstadt – ein fünfzehnminütiger Spaziergang – war alles andere als vielversprechend. Rechts und links der lauten Straßen, im spätnachmittäglichen Berufsverkehr, ragten über mir gläserne Bürogebäude in die Höhe. Aber als ich an den Fluss kam und die bucklige Brücke betrat, die zur Altstadt führte, spürte ich, dass ich dabei war, in eine vollkommen andere Atmosphäre einzutreten. Am gegenüberliegenden Ufer sah man bunte Markisen und die Sonnenschirme von Kaffeehäusern. Ich nahm das Hin und Her von Kellnern wahr und im Kreis herumlaufende Kinder. Auf dem Kai bellte aufgeregt ein winziger Hund, der vielleicht meine Ankunft bemerkt hatte.

Wenige Augenblicke später befand ich mich in der Altstadt. Die engen Straßen mit ihrem Kopfsteinpflaster waren voller Menschen, die gemächlich vor sich hin spazierten. Einige Minuten lang ging ich ziellos umher, an etlichen Souvenirläden, Konditoreien und Bäckereien vorbei. Ich kam auch an mehreren Cafés vorbei, und einen Moment lang fragte ich mich, ob ich wohl Schwierigkeiten haben würde, das Café zu finden, das der Hoteldiener mir genannt hatte. Aber da gelangte ich zu einem weitläufigen Platz im Herzen des Stadtviertels, und das Ungarische Café lag unübersehbar vor mir. Die Tische, die die ganze hintere Ecke des Platzes

einnahmen, standen, soweit ich das erkennen konnte, vor einem schmalen Eingang unter einer gestreiften Markise.

Ich blieb kurz stehen, um zu Atem zu kommen und die Umgebung in mich aufzunehmen. Die Sonne war kurz davor, über dem Platz unterzugehen. Es wehte, wie Gustav schon warnend erwähnt hatte, ein leichter kühler Wind, der dann und wann ein Zittern durch die Sonnenschirme gehen ließ, die um das Café herum aufgestellt waren. Trotzdem war die Mehrzahl der Tische besetzt. Viele Café-Besucher schienen Touristen zu sein, aber ich bemerkte auch eine ganze Reihe Leute, die nach Einheimischen aussahen und die ihren Arbeitsplatz früh verlassen hatten, um sich jetzt bei einem Kaffee und ihrer Zeitung zu entspannen. Tatsächlich kam ich, als ich über den Platz ging, an etlichen Büroangestellten vorbei, die mit ihren Aktentaschen in Gruppen zusammenstanden und vergnügt miteinander plauderten.

Als ich bei den Tischen ankam, verbrachte ich eine ganze Weile damit, auf und ab zu gehen und nach einer Frau Ausschau zu halten, die die Tochter des Hoteldieners sein könnte. Zwei Studenten debattierten über einen Film. Ein Tourist las die *Newsweek*. Eine alte Frau warf ein paar Tauben, die sich zu ihren Füßen versammelt hatten, Brotkrumen hin. Aber ich sah keine einzige junge Frau mit langem dunklem Haar und mit einem kleinen Jungen. Ich betrat das Café, es war ein enger, recht düsterer Raum mit nur fünf oder sechs Tischen. Jetzt verstand ich, wie die Sache mit der Überfüllung, die der Hoteldiener erwähnt hatte, während der kälteren Monate zu einem wirklichen Problem werden konnte, doch im Augenblick war der einzige Gast dort ein alter Mann mit Baskenmütze, der ziemlich weit hinten saß. Ich beschloss, meine Suche aufzugeben, und ging wieder nach draußen, und während ich mich nach einem Kellner umschaute, bei dem ich einen Kaffee bestellen könnte, hörte ich plötzlich eine Stimme, die meinen Namen rief.

Ich schaute mich um und sah eine Frau, die mit einem kleinen Jungen an einem Tisch ganz in der Nähe saß und mir zuwinkte. Die beiden entsprachen eindeutig der Beschreibung des Hoteldieners, und ich begriff nicht, wie ich sie vorher hatte übersehen können. Außerdem war ich ein wenig verblüfft darüber, dass sie mich offenbar erwarteten, und so verging ein Moment, ehe ich zurückwinkte und zu ihnen hinüberging.

Obwohl der Hoteldiener sie als »junge Frau« bezeichnet hatte, war Sophie mittleren Alters, etwa um die vierzig. Trotz alledem war sie in gewisser Weise attraktiver, als ich erwartet hatte. Sie war recht groß, von schlankem Wuchs, und ihr langes dunkles Haar verlieh ihr ein zigeunerartiges Aussehen. Der Junge neben ihr war ein richtiges kleines Pummelchen, und im Moment warf er seiner Mutter recht böse Blicke zu.

»Nun?« Sophie schaute lächelnd zu mir auf. »Wollen Sie sich nicht setzen?«

»Doch, doch«, antwortete ich, als mir klar wurde, dass ich die ganze Zeit unschlüssig dagestanden hatte. »Das heißt, wenn Sie nichts dagegen haben.« Ich grinste dem Jungen zu, der jedoch nur voller Missbilligung zu mir herübersah.

»Natürlich haben wir nichts dagegen. Stimmt's, Boris? Boris, sag Hallo zu Mr Ryder.«

»Hallo, Boris«, sagte ich und setzte mich.

Immer noch schaute mich der Junge voller Missbilligung an. Dann sagte er zu seiner Mutter: »Warum hast du zu ihm gesagt, dass er sich hinsetzen kann? Ich war doch gerade dabei, dir was zu erklären.«

»Das ist doch Mr Ryder, Boris«, entgegnete Sophie. »Er ist ein ganz lieber Freund. Natürlich kann er sich zu uns setzen, wenn er mag.«

»Aber ich war doch gerade dabei, dir zu erklären, wie die Voyager

geflogen ist. Ich habe doch gewusst, dass du mir nicht zuhörst. Du solltest dir mehr Mühe geben, besser aufzupassen.«

»Tut mir leid, Boris«, sagte Sophie und lächelte mich kurz an. »Ich habe mir wirklich schreckliche Mühe gegeben, aber diese ganze Wissenschaft ist einfach zu hoch für mich. Also, warum sagst du nicht Hallo zu Mr Ryder?«

Boris schaute mich einen Moment lang an und sagte dann mürrisch: »Hallo.« Dann schaute er sofort wieder weg.

»Bitte, ich möchte nicht Anlass für irgendwelchen Ärger sein«, sagte ich. »Bitte, Boris, erzähl nur, was du gerade erzählen wolltest. Mich würde es übrigens auch sehr interessieren, etwas über dieses Flugzeug zu hören.«

»Das ist kein Flugzeug«, sagte Boris gequält. »Das ist eine Fähre für den Raumflug. Aber das würden Sie genauso wenig verstehen wie Mutter.«

»Ach? Woher weißt du denn, dass ich das nicht verstehen würde? Ich könnte doch einen sehr wissenschaftlichen Verstand haben. Man sollte über Menschen nicht so schnell ein Urteil fällen, Boris.«

Er seufzte tief und hielt den Blick immer noch abgewendet. »Sie sind bestimmt genau wie Mutter«, sagte er. »Sie können sich nicht konzentrieren.«

»Ach, hör schon auf, Boris«, sagte Sophie. »Du solltest ein bisschen netter sein. Mr Ryder ist wirklich ein sehr lieber Freund von uns.«

»Nicht nur das«, sagte ich, »ich bin auch ein Freund von deinem Großvater.«

Zum ersten Mal sah Boris mich ganz interessiert an.

»O ja«, sagte ich. »Wir sind gute Freunde geworden, dein Großvater und ich. Ich wohne in seinem Hotel.«

Boris sah mich immer noch aufmerksam an.

»Boris«, sagte Sophie, »warum sagst du nicht richtig nett Hallo zu Mr Ryder? Das ist wirklich sehr schlechtes Benehmen. Du willst doch nicht, dass er abreist und von dir denken muss, dass du ein schlecht erzogener junger Mann bist, oder?«

Boris sah mich noch einen Moment lang an. Dann ließ er sich plötzlich vornüber auf den Tisch fallen und vergrub seinen Kopf in den Armen. Gleichzeitig fing er an, mit den Füßen unter dem Tisch hin und her zu schaukeln; ich hörte das Klacken seiner Schuhe gegen das Metall des Tischbeins.

»Tut mir leid«, sagte Sophie. »Er ist schon den ganzen Tag ziemlich launisch gewesen.«

»Also eigentlich«, sagte ich leise zu ihr, »gibt es etwas, über das ich gern mit Ihnen sprechen würde. Aber, äh ...« Ich deutete mit den Augen auf Boris. Sophie sah mich an, dann drehte sie sich zu dem Jungen und sagte:

»Boris, ich muss jetzt mal mit Mr Ryder reden. Warum gehst du dir nicht die Schwäne angucken? Nur eine Minute.«

Boris blieb mit dem Kopf auf den Armen sitzen, als würde er schlafen, wobei die Füße weiterhin rhythmisch gegen das Tischbein schlugen. Sophie berührte ihn an der Schulter und schüttelte ihn sanft.

»Na komm schon«, sagte sie. »Da ist auch ein schwarzer Schwan. Stell dich da drüben an das Geländer, da, wo die Nonnen sind. Dann siehst du ihn ganz bestimmt. Nach ein paar Minuten kommst du zurück und erzählst uns, was du gesehen hast.«

Ein paar Sekunden lang reagierte Boris überhaupt nicht. Dann richtete er sich auf, seufzte noch einmal gequält und glitt von seinem Stuhl. Aus irgendeinem Grund, den wohl nur er kannte, nahm er das Gehabe eines Volltrunkenen an und entfernte sich schwankend vom Tisch.

Als der Junge weit genug weg war, wandte ich mich wieder

Sophie zu. Dann wurde ich plötzlich unsicher, ich wusste nicht, wie ich anfangen sollte, und saß einen Moment lang unschlüssig da. Doch da lächelte Sophie schon und ergriff das Wort:

»Ich habe gute Neuigkeiten. Dieser Herr Mayer hat vorhin wegen des Hauses angerufen. Es wird heute zum ersten Mal angeboten. Es klingt wirklich vielversprechend. Ich habe den ganzen Tag schon darüber nachgedacht. Irgendwie habe ich das Gefühl, das könnte es jetzt sein: das Haus, nach dem wir die ganze Zeit gesucht haben. Ich habe ihm gesagt, ich werde gleich morgen früh hingehen und es mir ganz genau ansehen. Wirklich, es scheint perfekt zu sein. Ungefähr eine halbe Stunde Fußweg vom Dorf, das einzige Haus auf einer kleinen Anhöhe, drei Stockwerke. Herr Mayer sagt, der Blick über den Wald ist der schönste, den er seit Jahren gesehen hat. Ich weiß, du hast gerade jetzt sehr viel zu tun, aber wenn es sich herausstellt, dass das Haus auch nur annähernd so schön ist, wie es sich anhört, rufe ich dich an, und vielleicht kannst du mit hinauskommen. Boris auch. Es könnte genau das sein, nach dem wir gesucht haben. Ich weiß, es hat lange gedauert, aber jetzt habe ich es vielleicht endlich gefunden.«

»Ah ja. Schön.«

»Ich nehme gleich morgen früh den ersten Bus und fahre hin. Wir müssen jetzt schnell handeln. Es wird sicher viele Interessenten geben.«

Sie fing an, mir weitere Einzelheiten von dem Haus zu erzählen. Ich schwieg die ganze Zeit, was allerdings nicht allein an meiner Unsicherheit darüber lag, wie ich auf das Ganze reagieren sollte. Denn Tatsache war, dass mir Sophies Gesicht, während wir hier zusammensaßen, langsam, aber sicher immer vertrauter wurde, bis ich schließlich überzeugt war, mich an frühere Gespräche über den Kauf eines solchen Hauses in den Wäldern erinnern zu können. Inzwischen muss mein Gesichtsausdruck wohl etwas Sorgenvolles

angenommen haben, denn schließlich brach sie ab und sagte in einem veränderten, etwas vorsichtigen Ton:

»Tut mir leid wegen des Anrufs neulich. Ich hoffe, du bist nicht mehr eingeschnappt deswegen.«

»Eingeschnappt? Natürlich nicht.«

»Es geht mir gar nicht aus dem Kopf. Ich hätte das alles nicht sagen sollen. Ich hoffe, du hast es dir nicht allzu sehr zu Herzen genommen. Wie kann man von dir erwarten, dass du ausgerechnet jetzt zu Hause bleibst? Was für ein Zuhause? Und die Küche in so einem Zustand! Und ich habe so lange gebraucht, etwas für uns zu finden. Aber jetzt bin ich ganz zuversichtlich – was das Haus morgen angeht.«

Sie fing wieder an, über das Haus zu reden. Währenddessen versuchte ich, mir das Telefongespräch wieder ins Gedächtnis zu rufen, das sie gerade erwähnt hatte. Nach einer Weile kam mir eine schwache Erinnerung, genau diese Stimme schon gehört zu haben – oder zumindest eine härtere, verärgertere Variante dieser Stimme –, und zwar am anderen Ende eines Telefons, und das konnte auch noch gar nicht so lange her sein. Schließlich war ich überzeugt, mich auch an einen ganz bestimmten Satz erinnern zu können, den ich ihr durchs Telefon entgegengeschrien hatte: »Du lebst in so einer winzigen Welt!« Sie hatte weitergestritten, und ich hatte voller Verachtung immer wieder gesagt: »So eine winzige Welt! Du lebst in so einer winzigen Welt!« Zu meiner großen Enttäuschung musste ich jedoch feststellen, dass mir von diesem Gespräch sonst nichts mehr einfallen wollte.

In meinem Bemühen, meinem Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen, muss ich wohl angefangen haben, sie anzustarren, denn etwas verunsichert fragte sie mich schließlich:

»Findest du, ich habe zugenommen?«

»Aber nein.« Ich drehte mich lachend weg. »Du siehst ganz wunderbar aus.«

Da fiel mir ein, dass ich noch gar nichts von dem Problem erwähnt hatte, das ihren Vater beschäftigte, und wieder setzte ich an, das Thema behutsam zur Sprache zu bringen. Doch genau in dem Moment stieß etwas von hinten gegen meinen Stuhl. Boris war zurückgekommen.

Tatsächlich lief der Junge ganz in der Nähe von unserem Tisch immer im Kreis herum und trat eine weggeworfene Pappschachtel wie einen Fußball vor sich her. Als er merkte, dass ich ihn jetzt beobachtete, jonglierte er die Schachtel von einem Fuß auf den anderen, und dann gab er ihr einen kräftigen Stoß und schoss sie genau zwischen die Beine meines Stuhls.

»Nummer neun!«, rief er und riss die Arme hoch. »Ein herrliches Tor von der Nummer neun!«

»Boris«, sagte ich, »solltest du die Schachtel nicht besser in den Abfalleimer werfen?«

»Wann gehen wir denn endlich?«, fragte Boris, indem er sich zu mir umdrehte. »Wir werden zu spät kommen. Bald ist es dunkel.«

Ich schaute über ihn hinweg und sah, dass die Sonne tatsächlich schon über dem Platz unterging und viele Tische nicht mehr besetzt waren.

»Tut mir leid, Boris. Was wolltest du denn machen?«

»Los, schnell!« Der Junge zog mich am Arm. »Wir schaffen es bestimmt nicht mehr.«

»Wo will Boris denn hin?«, fragte ich seine Mutter leise.

»Zum Spielplatz natürlich.« Sophie seufzte und stand auf. »Er will dir zeigen, was er inzwischen alles kann.«

Ich schien keine andere Wahl zu haben, als auch aufzustehen, und im nächsten Augenblick gingen wir drei schon über den Platz.

»Also«, sagte ich zu Boris, der mit mir Schritt hielt, »du willst mir etwas zeigen.«

»Als wir vorhin da waren«, sagte er und nahm mich beim Arm,

»war da dieser Junge, er war größer als ich, und er konnte nicht mal einen Torpedo machen! Mutter hat gesagt, er war mindestens zwei Jahre älter als ich. Ich habe ihm fünfmal gezeigt, wie das geht, aber er hat einfach zu große Angst gehabt. Er ist immer gerade nur bis oben gekommen, aber dann hat er sich nicht mehr getraut.«

»Ach ja. Und du hast natürlich keine Angst, das zu machen. Diesen ... diesen Torpedo.«

»Natürlich habe ich keine Angst! Das ist doch leicht! Das ist wirklich kinderleicht!«

»Na, dann ist es ja gut.«

»Er hat solche Angst gehabt. Richtig komisch war das!«

Wir verließen den Platz und gingen weiter über die kleinen engen kopfsteingepflasterten Straßen des Viertels. Boris schien den Weg gut zu kennen, und oft lief er vor lauter Ungeduld ein paar Schritte voraus. Etwas später kam er dann wieder an meine Seite und fragte:

»Du kennst meinen Großvater?«

»Ja. Wir sind gute Freunde.«

»Großvater ist sehr stark. Er ist einer der stärksten Männer in der ganzen Stadt.«

»Ach ja?«

»Er kann richtig gut kämpfen. Er war früher mal Soldat. Er ist alt, aber er kämpft immer noch besser als die meisten Leute. Schlägertypen auf der Straße merken das nicht immer gleich, und dann erleben sie eine ziemlich böse Überraschung.« Boris sprang im Gehen plötzlich nach vorn. »Ehe sie es sich versehen, hat Großvater sie schon auf dem Boden.«

»Ja, wirklich? Sehr interessant, Boris.«

Genau in dem Augenblick, während wir immer noch durch die schmalen Kopfsteinpflasterstraßen gingen, fiel mir plötzlich noch etwas von dem Streit ein, den ich mit Sophie gehabt hatte. Es war

etwa vor einer Woche gewesen, in irgendeinem Hotelzimmer, und ich hatte gehört, wie ihre Stimme am anderen Ende der Leitung schrie:

»Wie lange wollen sie denn noch von dir verlangen, dass du so weitermachst? So jung sind wir beide nicht mehr! Du hast doch wirklich genug getan! Soll es doch jetzt mal ein anderer machen!«

»Sieh mal«, hatte ich mit noch ruhiger Stimme zu ihr gesagt, »es ist einfach eine Tatsache, dass die Leute mich brauchen. Ich komme in einer Stadt an, und meistens finde ich schreckliche Probleme vor. Tief sitzende, scheinbar unmöglich zu lösende Probleme, und die Leute sind so dankbar, dass ich gekommen bin.«

»Aber wie lange kannst du das noch für die Leute machen? Und für uns, das heißt für dich und mich und Boris, bleibt immer weniger Zeit. Ehe du es dich versiehst, ist Boris erwachsen. Es kann doch keiner von dir erwarten, dass du ewig so weitermachst. Und wieso können diese ganzen Leute sich nicht selbst um ihre Probleme kümmern? Das täte denen womöglich ganz gut!«

»Du hast ja keine Ahnung!«, unterbrach ich sie ärgerlich. »Du weißt ja nicht, was du da sagst! An manchen der Orte, die ich bereise, wissen die Leute rein gar nichts. Sie haben keinen Schimmer von zeitgenössischer Musik, und wenn man sie sich selbst überlässt, dann ist es ganz klar, dass sie tiefer und immer tiefer in ihre Probleme sinken würden. Ich werde gebraucht, wieso willst du das denn nicht begreifen? Ich werde hier gebraucht! Du hast ja keine Ahnung, wovon du redest!« Und da habe ich ihr dann zugeschrien: »So eine winzige Welt! Du lebst in so einer winzigen Welt!«

Wir hatten einen kleinen, von einem Gitter umgebenen Spielplatz erreicht. Er war menschenleer, und ich bemerkte, dass eine recht melancholische Stimmung über diesem Ort hing. Doch Boris führte uns voller Begeisterung durch das kleine Tor hinein.

»Guck, das geht ganz leicht!«, sagte er und lief zu dem Klettergerüst.

Eine Weile standen Sophie und ich in dem schwächer werdenden Licht und sahen zu, wie seine Gestalt höher und immer höher kletterte. Dann sagte sie leise:

»Eigentlich war das ganz komisch. Als ich mit diesem Herrn Mayer gesprochen habe und als er mir das Wohnzimmer von diesem Haus beschrieb, da kamen mir dauernd diese Bilder in den Sinn, von der Wohnung, in der wir damals lebten, als ich noch klein war. Die ganze Zeit, während er redete, kamen mir diese Bilder in den Sinn. Unser altes Wohnzimmer. Und Mutter und Papa, wie sie damals waren. Wahrscheinlich wird es überhaupt nicht so sein. Ich rechne nicht wirklich damit, dass es so aussieht. Ich fahre morgen hin und werde feststellen, dass es ganz anders ist. Aber es hat mir diese Zuversicht gegeben. Weißt du, so eine Art Omen.« Sie lachte leise auf, dann berührte sie mich an der Schulter. »Du siehst so mürrisch aus.«

»Wirklich? Tut mir leid. Das kommt von der ewigen Herumreiserei. Ich nehme an, ich bin einfach müde.«

Boris hatte die oberste Stange des Klettergerüsts erreicht, aber es war inzwischen so dunkel geworden, dass er kaum mehr als eine Silhouette vor dem Himmel war. Er rief zu uns hinunter, dann fing er an, da oben Purzelbäume zu schlagen.

»Er ist so stolz, dass er das kann«, sagte Sophie. Dann rief sie hinauf: »Es ist zu dunkel jetzt, Boris. Komm runter.«

»Es ist ganz leicht. Es ist leichter im Dunkeln.«

»Komm jetzt runter.«

»Es ist die ewige Herumreiserei«, sagte ich. »Ein Hotelzimmer nach dem anderen. Nie ein bekanntes Gesicht sehen. Das nimmt einen sehr mit. Sogar hier jetzt, in dieser Stadt, dieser ganze Druck, der auf einem lastet. Die Leute hier. Offenbar erwarten sie eine Menge von mir. Ich meine, es ist ganz offensichtlich ...«

»Hör mal«, unterbrach mich Sophie sanft und legte mir eine Hand

auf den Arm, »warum vergessen wir das alles nicht für eine Weile? Wir können später immer noch darüber reden, wir haben so viel Zeit. Wir sind alle müde. Komm mit zu uns in die Wohnung. Es ist nur ein paar Minuten zu Fuß von hier, gleich hinter der mittelalterlichen Kapelle. Ein ordentliches Abendessen, die Füße ein bisschen hochlegen, das wird uns guttun.«

Sie hatte leise gesprochen, den Mund dicht an meinem Ohr, sodass ich ihren Atem spüren konnte. Erneut überkam mich die Müdigkeit, und die Vorstellung, mich in der Wärme ihrer Wohnung entspannen zu können – mich vielleicht mit Boris auf dem Teppich herumzulümmeln, während Sophie uns Essen machte –, erschien mir auf einmal sehr verlockend. Und zwar so sehr, dass ich für einen kurzen Moment sogar die Augen hätte schließen können und dann verträumt lächelnd dagestanden hätte. Aber Boris, der jetzt wieder zu uns zurückkam, riss mich aus dieser träumerischen Stimmung.

»Es ist ganz einfach im Dunkeln«, sagte er.

Da merkte ich, dass Boris kalt und irgendwie mitgenommen aussah. Seine ganze Energie von vorhin schien verpufft, und ich hatte das Gefühl, dass die Vorstellung, die er gerade gegeben hatte, eine ungeheure Kraftanstrengung von ihm gefordert hatte.

»Wir gehen jetzt alle zurück in die Wohnung«, sagte ich. »Da werden wir dann etwas Ordentliches essen.«

»Also kommt«, sagte Sophie und ging los. »Es wird sonst zu spät.«

Ein feiner Nieselregen hatte eingesetzt, und nun nach dem Sonnenuntergang war es wesentlich kühler. Boris nahm wieder meine Hand, und von dem Spielplatz folgten wir Sophie in eine kleine, verlassene Seitenstraße hinein.

Es war offensichtlich, dass wir die Altstadt jetzt hinter uns gelassen hatten. In den schmutzigen Mauern aus Ziegelsteinen, die zu beiden Seiten in die Höhe ragten, waren keine Fenster, es schienen die Rückwände von Lagerhäusern zu sein. Während wir immer weiter die Straße entlanggingen, schritt Sophie zielstrebig aus, und schon bald merkte ich, dass Boris Mühe hatte, Schritt zu halten. Aber als ich ihn fragte: »Gehen wir zu schnell?«, schaute er mich nur wütend an.

»Ich kann sogar noch viel schneller gehen!«, rief er und fiel in eine Art Trab, wobei er mich an der Hand hinterherzog. Aber fast sofort wurde er wieder langsamer, auf seinem Gesicht lag ein schmerzlicher Ausdruck. Obwohl ich weiterhin recht langsam ging, hörte ich nach einer Weile, dass er sehr angestrengt atmete. Und dann fing er an, etwas vor sich hin zu murmeln. Zuerst achtete ich nicht sehr darauf, weil ich annahm, dass er einfach nur versuchte, sich anzustacheln. Doch dann hörte ich ihn flüstern:

»Nummer neun ... Es ist die Nummer neun ...«

Voller Neugierde schaute ich ihn an. Er sah nass und kalt aus, und ich hatte das Gefühl, ich müsste ihn dazu bringen, mit mir zu sprechen.

»Diese Nummer neun«, fragte ich. »Ist das ein Fußballspieler?«

»Der beste Fußballspieler von der ganzen Welt.«

»Nummer neun. Ja, natürlich.«

Vor uns verschwand Sophies Gestalt um eine Ecke, und der Griff, mit dem Boris meine Hand umklammert hatte, wurde fester. Bis zu dem Augenblick hatte ich nicht richtig eingeschätzt, wie weit wir seine Mutter hatten vorangehen lassen, und obwohl wir unsere Schritte jetzt beschleunigten, schien eine übermäßig lange Zeit zu vergehen, ehe wir selbst die Ecke erreichten. Als wir endlich um die Ecke gebogen waren, sah ich zu meiner Verärgerung, dass Sophie den Abstand zwischen uns noch vergrößert hatte.

Wir kamen an weiteren schmutzigen Ziegelmauern vorüber, einige davon wiesen großflächige feuchte Flecken auf. Das Straßenpflaster war uneben, und vor uns unter den Straßenlaternen sah ich Pfützen glänzen.

»Nur keine Sorge«, sagte ich zu Boris. »Wir sind gleich da.«

Boris murmelte immer weiter vor sich hin, und in gewissen Abständen wiederholte er unter heftigen Atemstößen: »Nummer neun ... Nummer neun ...«

Von Anfang an hatte mich die »Nummer neun«, die Boris immer wieder erwähnte, vage an irgendetwas erinnert. Als ich jetzt genauer zuhörte, was er da vor sich hin murmelte, fiel mir ein, dass die »Nummer neun« kein wirklicher Fußballspieler war, sondern eine der kleinen Figuren aus dem Tischfußballspiel des Jungen. Die Fußballspieler, die aus weißem Plastik gegossen und an der Basis mit einem Gewicht beschwert waren, konnte man mit einem Fingerschnippen dribbeln, Pässe machen und einen winzigen Plastikball schießen lassen. Das Spiel war für zwei Spieler gedacht, von denen jeder eine Mannschaft unter sich haben sollte, doch Boris spielte immer allein und verbrachte Stunden damit, auf dem Bauch zu liegen und Spiele voller dramatischer Wendungen und nervenzerfetzender Umschwünge zu inszenieren. Er besaß sechs komplette Mannschaften sowie Miniaturtore mit richtigem Netz und ein grünes

Filztuch, das man auseinanderfalten konnte und das dann das Spielfeld darstellte. Boris war voller Verachtung für die Annahme der Hersteller, dass es ihm Spaß machen würde, so zu tun, als seien die Spielzeugteams richtige Mannschaften, wie etwa Ajax Amsterdam oder der AC Mailand, und so hatte er seinen Mannschaften eigene Namen gegeben. Doch obwohl Boris die Stärken und Schwächen jedes einzelnen Spielers ganz genau kennengelernt hatte, gab er den Spielern selbst keinen Namen, sondern zog es vor, sie einfach bei der Nummer ihres Trikots zu nennen. Weil er die Bedeutung der Trikotnummern im Fußball vielleicht nicht kannte – oder weil es vielleicht einfach nur eine weitere seltsame Eigenheit seiner Fantasie war –, gab es keine Beziehung zwischen der Nummer eines Spielers und der Position, an der Boris ihn innerhalb der Mannschaftsaufstellung platzierte. So mochte etwa die Nummer zehn einer Mannschaft ein legendärer Verteidiger im Mittelfeld sein und die Nummer zwei ein vielversprechender junger Außenstürmer.

Die »Nummer neun« gehörte zur Lieblingsmannschaft von Boris und war der weitaus talentierteste aller Spieler. Doch bei all seinem Geschick war Spieler Nummer neun eine höchst launenhafte Persönlichkeit. Er hatte seine Position in der Mannschaft irgendwo im Mittelfeld, doch über weite Strecken des Spiels mochte er sich wohl schmollend auf einem unbedeutenden Teil des Spielfelds herumtreiben, und offensichtlich war ihm in solchen Situationen nicht bewusst, dass seine Mannschaft dabei war, haushoch zu verlieren. Zuweilen mochte Nummer neun wohl über eine Stunde in dieser Teilnahmslosigkeit zubringen, sodass seine Mannschaft vier, fünf, sechs Tore zurücklag, und dann sagte der Sportberichterstat-ter – denn tatsächlich gab es einen Sportberichterstat-ter – immer mit leicht verwirrter Stimme: »Die Nummer neun hat bis jetzt noch nicht zu ihrer Form gefunden.« Wenn dann nur noch etwa zwanzig Minuten zu spielen waren, vermittelte Spieler Nummer neun dann

doch eine Ahnung von seinen wahren Fähigkeiten. »Na also!«, rief dann der Reporter. »Endlich zeigt Spieler Nummer neun, was er kann!« Von da an wurde das Spiel von Nummer neun beständig stärker, bis er nach kurzer Zeit ein Tor nach dem anderen schoss und sich die gegnerische Mannschaft schließlich nur noch darauf konzentrierte, um jeden Preis zu verhindern, dass Spieler Nummer neun überhaupt in Ballbesitz kam. Doch früher oder später bekam er den Ball, und ganz gleich, wie viele gegnerische Spieler dann zwischen ihm und dem Tor standen, er fand immer eine Möglichkeit, den Ball zu platzieren. Kaum hatte er den Ball, war die Unausweichlichkeit des Ergebnisses derart, dass der Reporter ankündigte: »Das ist ein Tor«, und zwar im Tonfall resignierter Bewunderung, und nicht erst dann, wenn der Ball tatsächlich ins Netz ging, sondern in dem Augenblick, in dem Spieler Nummer neun in Ballbesitz kam – selbst wenn dies noch in der eigenen Spielfeldhälfte geschah. Auch die Zuschauer – es gab tatsächlich Zuschauer – setzten mit ihren triumphierenden Beifallsstürmen ein, sobald sie sahen, dass Nummer neun den Ball hatte, und die Beifallsstürme wurden immer stärker, während sich Nummer neun anmutig seinen Weg durch die gegnerischen Spieler bahnte, den Ball am Torhüter vorbei ins Netz brachte und sich dann umdrehte, um die Lobeshymnen seiner dankbaren Mannschaftskameraden entgegenzunehmen.

Als mir all dies wieder einfiel, kam mir auch eine vage Erinnerung daran, dass es da vor Kurzem ein Problem bezüglich der Nummer neun gegeben hatte, also unterbrach ich das Gemurmel von Boris und fragte:

»Wie geht es denn Nummer neun im Moment? Ist er gut in Form?«

Boris ging schweigend noch ein paar Schritte weiter, dann antwortete er: »Wir haben die Schachtel dagelassen.«

»Die Schachtel?«

»Nummer neun hat sich von seinem kleinen Sockel gelöst. Das passiert mit vielen so, aber man kann es ganz einfach reparieren. Ich habe Nummer neun in eine besondere Schachtel gelegt, und ich wollte ihn reparieren, wenn Mutter den richtigen Kleber besorgt hat. Ich habe ihn in die Schachtel getan, es war eine ganz besondere, damit ich nicht vergesse, wo er ist. Aber wir haben ihn dagelassen.«

»Aha. Du meinst, ihr habt ihn da gelassen, wo ihr früher gewohnt habt.«

»Mutter hat vergessen, ihn einzupacken. Aber sie hat gesagt, wir können bald noch mal hingehen, in die alte Wohnung, und dass er da ist. Ich repariere ihn dann wieder, wir haben jetzt die richtige Sorte Kleber. Ich habe mir ein bisschen davon aufgehoben.«

»Aha.«

»Mutter sagt, das kriegen wir schon wieder hin, sie wird sich um alles kümmern. Sie wird dafür sorgen, dass die neuen Leute ihn nicht aus Versehen wegwerfen. Sie hat gesagt, wir gehen bald noch mal hin.«

Ich hatte das deutliche Gefühl, dass Boris auf irgendetwas ganz Bestimmtes hinauswollte, und als er wieder schwieg, sagte ich zu ihm:

»Wenn du möchtest, Boris, kann ich ja mit dir hingehen. Ja, wir können zusammen hingehen, nur wir zwei. Zurück in die alte Wohnung, und da holen wir dann Nummer neun. Das können wir bald mal machen. Vielleicht schon morgen, wenn ich eine freie Minute habe. Und du hast dann ja den Kleber. Der kommt ganz schnell wieder in Ordnung. Also mach dir keine Sorgen. Wir machen das bald mal.«

Wieder entschwand Sophies Gestalt unserem Blick, diesmal so unvermittelt, dass ich glaubte, sie müsse in ein Haus hineingegangen sein. Boris zog mich an der Hand, und wir beide liefen schnell zu der Stelle, an der sie verschwunden war.

Bald entdeckten wir, dass Sophie in eine winzige Seitengasse eingebogen war, deren Öffnung zur großen Straße hin kaum mehr als ein Mauerriss zu sein schien. Die Gasse fiel so steil ab und sah so eng aus, dass es kaum möglich schien hindurchzugelangen, ohne sich an einer der beiden rauen Wände, die sie umschlossen, einen Ellenbogen aufzukratzen. Die Dunkelheit wurde nur von zwei Straßenlaternen durchbrochen, eine auf halber Höhe der Gasse, die andere ganz an ihrem Ende.

Boris umklammerte meine Hand, als wir den Abstieg die Gasse hinunter begannen, und bald atmete er wieder angestrengt. Nach einer Weile merkte ich, dass Sophie schon das Ende der Gasse erreicht hatte, aber schließlich schien sie unsere missliche Lage bemerkt zu haben, blieb unter der hinteren Laterne stehen und schaute mit leicht besorgtem Gesichtsausdruck zu uns zurück. Als wir endlich bei ihr waren, sagte ich wütend:

»Na hör mal, siehst du denn nicht, dass wir Mühe haben, mit dir Schritt zu halten? Das war ein anstrengender Tag, für mich genauso wie für Boris.«

Sophie lächelte verträumt. Dann legte sie einen Arm um die Schulter des kleinen Jungen und zog Boris zu sich heran. »Mach dir keine Sorgen«, sagte sie sanft zu ihm. »Ich weiß, es ist ein bisschen unangenehm hier, und es ist kalt und regnerisch. Aber mach dir nichts draus, bald sind wir zu Hause. Dort wird es sehr warm sein, dafür werden wir schon sorgen. Warm genug, dass wir alle nur im T-Shirt herumlaufen können, wenn wir wollen. Und da sind diese großen neuen Sessel, in die man sich so schön hineinkuscheln kann. Ein kleiner Junge wie du geht in solch einem Sessel richtig verloren. Und du kannst dir deine Bücher ansehen oder ein Video gucken. Oder wenn du magst, holen wir ein paar Brettspiele vom Regal. Ich hole sie dir alle herunter, und du kannst mit Mr Ryder spielen, welches du willst. Du könntest die großen roten Kissen auf

den Teppich legen und das Spiel auf dem Boden ausbreiten. Und ich werde uns währenddessen etwas zum Abendessen machen und den Tisch in der Ecke decken. Wenn ich es mir recht überlege, könnte ich statt einer großen Mahlzeit eine Auswahl von mehreren kleinen Sachen machen. Kleine Fleischbällchen, winzige Käsepastetchen, kleine Kuchen. Nur keine Sorge, ich werde an all deine Lieblingsgerichte denken, und ich werde alles auf dem Tisch anrichten. Dann können wir uns hinsetzen und essen, und danach können wir alle drei zusammen weiterspielen. Wenn du keine Lust mehr hast zu spielen, hören wir natürlich auf. Vielleicht möchtest du ja auch mit Mr Ryder über Fußball reden. Und dann, aber erst wenn du richtig müde bist, kannst du ins Bett gehen. Ich weiß, dein neues Zimmer ist sehr klein, aber es ist auch sehr gemütlich, das hast du doch selbst gesagt. Du wirst heute Nacht bestimmt ganz tief und fest schlafen. Diesen kalten, unangenehmen Spaziergang wirst du bis dahin längst vergessen haben. Tatsächlich wirst du das alles schon in dem Moment vergessen haben, wenn du durch die Tür kommst und die schöne warme Heizung spürst. Also nur nicht den Mut verlieren. Wir haben es nicht mehr weit.«

Während sie das alles sagte, hatte sie Boris fest im Arm gehabt, doch jetzt ließ sie ihn plötzlich los, drehte sich um und machte sich wieder auf den Weg. Die Plötzlichkeit dieses Aufbruchs überraschte mich sehr – denn ich selbst war von ihren Worten mehr und mehr eingelullt worden und hatte einen Moment lang die Augen geschlossen. Auch Boris sah verwirrt aus, und als ich endlich seine Hand genommen hatte, war uns seine Mutter schon wieder einige Schritte voraus.

Ich wollte sie auf keinen Fall wieder zu weit vorauslaufen lassen, doch gerade in dem Augenblick hörte ich hinter uns Schritte, und ich konnte einfach nicht anders, ich musste eine Sekunde stehen bleiben und die Gasse hinauf zurückschauen. Genau in dem

Moment trat die Person hinter uns in den Lichtkegel der ersten Laterne, und ich sah, dass es jemand war, den ich kannte. Sein Name war Geoffrey Saunders, und er war in England in der Schule im selben Jahrgang gewesen wie ich. Ich hatte seit der Schulzeit keinen Kontakt mehr zu ihm gehabt, und so war ich natürlich erstaunt zu sehen, wie sehr er gealtert war. Auch ohne das nicht sehr schmeichelhafte Licht der Laterne und ohne den kalten Nieselregen hätte er entsetzlich heruntergekommen ausgesehen. Er trug einen Regenmantel, der sich offensichtlich nicht mehr schließen ließ und den er beim Gehen vorne zusammenhielt. Ich war mir keineswegs im Klaren, ob ich Lust hatte, ihn zu grüßen, aber als Boris und ich dann weitergehen wollten, kam Geoffrey Saunders an unsere Seite.

»Hallo, alter Knabe«, sagte er. »Wusste ich doch, dass du es bist. Was für ein schrecklicher Abend es noch geworden ist.«

»Ja, furchtbar«, erwiderte ich. »Und vorhin war es noch so schön.«

Die Gasse hatte uns auf eine dunkle, verlassene Straße hinausgeführt. Es wehte ein kräftiger Wind, und die Stadt schien weit weg zu sein.

»Dein Junge?«, fragte Geoffrey Saunders und deutete mit einem Kopfnicken auf Boris. Ehe ich noch antworten konnte, fuhr er schon fort: »Netter Junge. Gut gemacht. Er scheint ein schlauer Bursche zu sein. Ich selbst habe nie geheiratet. Ich habe immer gedacht, das würde noch kommen, aber die Zeit ist einfach so verflogen, und jetzt wird es damit wohl nichts mehr. Um ehrlich zu sein, dazu gäbe es wohl noch einiges zu sagen. Aber ich will dich nicht mit all dem schrecklichen Pech langweilen, das ich im Laufe der Jahre gehabt habe. Ich habe auch schöne Dinge erlebt. Na ja, trotzdem. Gut gemacht. Netter Junge.«

Geoffrey Saunders beugte sich vor und begrüßte Boris. Aber

Boris, der entweder zu verärgert oder zu sehr in Gedanken war, reagierte nicht.

Die Straße führte uns jetzt bergab. Während wir durch die Dunkelheit gingen, erinnerte ich mich daran, dass Geoffrey Saunders in der Schule immer als das hoffnungsvollste junge Talent des Jahrgangs gegolten hatte, immer hatte er sich in den schulischen Leistungen, aber auch in sportlicher Hinsicht ausgezeichnet. Er wurde ständig als leuchtendes Beispiel hingestellt, wenn wir anderen getadelt wurden, weil wir uns nicht genügend angestrengt hatten, und alle waren überzeugt davon, dass er bald Schulsprecher würde. Doch dazu kam es nie, wie mir jetzt wieder einfiel, und zwar aufgrund irgendeines Vorfalles, der ihn zwang, ganz plötzlich während unseres fünften Jahres von der Schule abzugehen.

»Ich habe in der Zeitung gelesen, dass du kommst«, sagte er zu mir. »Ich habe angenommen, du lässt mal von dir hören, weißt du. Um mir zu sagen, wann du mich mal besuchen kommst. Ich hatte schon Kuchen aus der Bäckerei geholt, damit ich was im Haus habe, das ich dir zum Tee anbieten könnte. Meine Behausung mag ja durchaus etwas trist sein, da ich ja nun mal alleinstehend bin und so, aber ich rechne trotzdem damit, dass die Leute mich ab und zu besuchen, und ich bin ganz bestimmt in der Lage, sie nett zu bewirten. Also, als ich gehört habe, dass du kommst, bin ich gleich losgelaufen und habe eine Auswahl verschiedener kleiner Teekuchen besorgt. Das war vorgestern. Gestern habe ich gedacht, man kann den Kuchen noch anbieten, wenn auch der Zuckerguss schon ein bisschen hart geworden war. Aber als du dich heute immer noch nicht gemeldet hattest, habe ich alles weggeworfen. Aus Stolz, nehme ich an. Ich meine, du bist so erfolgreich, und ich wollte einfach nicht, dass du wieder wegfährst und denkst, ich führe ein armseliges Leben in einer winzigen Mietwohnung und kann meinen Gästen nur altbackenen Kuchen anbieten. Also bin ich wieder in

die Bäckerei gegangen und habe frischen Kuchen geholt. Und ich habe mein Zimmer ein bisschen aufgeräumt. Aber du hast dich nicht gemeldet. Tja, ich nehme an, ich kann dir das nicht mal übel nehmen. Hör mal« – er beugte sich vor und sah Boris an –, »geht es dir auch wirklich gut? Du bist ja ganz aus der Puste.«

Boris, der tatsächlich wieder nur schwer Luft bekam, gab durch nichts zu erkennen, dass er die Frage gehört hatte.

»Wegen dem kleinen Bummelanten hier sollten wir lieber etwas langsamer gehen«, sagte Geoffrey Saunders. »Ich habe eine Zeit lang einfach ein bisschen Pech in der Liebe gehabt. Viele hier in der Stadt glauben, ich sei homosexuell. Bloß weil ich allein in einem kleinen gemieteten Zimmer wohne. Anfangs fand ich das ziemlich schlimm, aber jetzt nicht mehr. Also schön, sie halten mich für einen Homosexuellen. Na und? Tatsache ist, dass sich meine Bedürfnisse nun mal am besten von Frauen befriedigen lassen. Du weißt schon, die Sorte Frauen, die man bezahlt. Genau das Richtige für mich, und ein paar von denen sind wirklich hochanständig. Aber trotzdem fängt man nach einer Weile an, sie zu verachten. Da kann man nichts machen. Ich kenne die meisten Huren hier in der Stadt. Das heißt natürlich nicht, dass ich mit allen geschlafen habe. Ganz bestimmt nicht! Aber sie kennen mich, und ich kenne sie. Wir grüßen uns, wenn wir uns sehen. Du glaubst vielleicht, ich führe ein ganz armseliges Leben. Tue ich gar nicht. Es ist eine Frage der Betrachtungsweise. Ab und zu kommen mich Freunde besuchen. Ich bin bestimmt in der Lage, mich bei einer Tasse Tee nett mit ihnen zu unterhalten. Ich mache das ganz gut, und hinterher sagen sie oft, wie nett es gewesen ist, mal bei mir hereinzuschauen.«

Die Straße war eine ganze Weile steil abgefallen, doch jetzt wurde sie eben, und wir befanden uns an einem Ort, der nach einem verlassenen Bauernhof aussah. Überall um uns herum im Mondlicht erhoben sich die dunklen Umrisse von Scheunen und

Nebengebäuden. Sophie ging uns immer noch voran, aber inzwischen hatte sie wieder beträchtlichen Abstand zu uns gewonnen, und nur ab und zu sah ich ganz flüchtig ihre Gestalt, wenn sie um die Ecke irgendeines verfallenen Gebäudes bog.

Glücklicherweise schien sich Geoffrey Saunders hier gut auszukennen, und ohne lange nachdenken zu müssen, bahnte er sich seinen Weg durch die Dunkelheit. Während ich dicht hinter ihm herging, erinnerte ich mich an ein bestimmtes Ereignis aus unserer Schulzeit, an einen frischen Wintermorgen in England, der Himmel war bewölkt und der Boden frostbedeckt. Ich war vierzehn oder fünfzehn und stand mit Geoffrey Saunders vor irgendeinem Pub mitten in Worcestershire. Wir waren zu zweit als Richtungsweiser in einem Querfeldeinrennen dorthin geschickt worden, und unsere Aufgabe hatte ganz einfach darin bestanden, die Läufer, sobald sie aus dem Nebel auftauchten, in die vorgesehene Richtung über ein nahe gelegenes Feld zu schicken. Ich war an diesem Morgen ziemlich durcheinander, und nachdem wir ungefähr fünfzehn Minuten dort zusammen gestanden und schweigend in den Nebel gestarrt hatten, konnte ich mich einfach nicht länger beherrschen und brach in Tränen aus. Zu dem Zeitpunkt kannte ich Geoffrey Saunders nicht besonders gut, obwohl ich wie alle anderen auch immer ganz versessen darauf war, einen guten Eindruck auf ihn zu machen. Deshalb war ich zutiefst beschämt, und nachdem ich meinen Gefühlsausbruch endlich unter Kontrolle hatte, war mein erster Eindruck der, dass er voller Verachtung keinerlei Notiz von mir nahm. Doch dann fing Geoffrey Saunders an zu reden, anfangs, ohne in meine Richtung zu sehen, dann schließlich mir zugewandt. Es wollte mir jetzt nicht mehr einfallen, was er damals an diesem nebligen Morgen zu mir gesagt hatte, doch ich erinnerte mich nur allzu gut an die Wirkung, die seine Worte auf mich gehabt hatten. Zunächst einmal war ich sogar in diesem Zustand des Selbstmitleids

in der Lage gewesen, die beachtliche Großzügigkeit zu erkennen, die er mir gegenüber bewies, und ich hatte eine tiefe Dankbarkeit empfunden. Außerdem hatte ich in dem Augenblick einen deutlichen Kälteschauer verspürt, und mir war bewusst geworden, dass es an dem hoffnungsvollen jungen Talent der Schule eine unbekannte Seite gab – etwas tief Verwundbares, das verhindern würde, dass er die hohen Erwartungen erfüllte, die man in ihn gesetzt hatte. Während wir weiter zusammen durch die Dunkelheit gingen, versuchte ich noch einmal, mich an das zu erinnern, was er an dem Morgen zu mir gesagt hatte, aber es wollte mir nicht gelingen.

Da der Boden nun wieder eben war, schien Boris ein wenig zu Atem zu kommen, und er hatte wieder angefangen, vor sich hin zu murmeln. Vielleicht weil er sich durch die Gewissheit ermutigt fühlte, dass wir unser Ziel bald erreichen würden, fand er die Kraft, einem Stein, der auf seinem Weg lag, einen Stoß zu geben, und dabei rief er: »Nummer neun!« Der Stein sprang über den rauen Boden und landete irgendwo in der Dunkelheit im Wasser.

»Na, das ist doch schon viel besser«, sagte Geoffrey Saunders zu Boris. »Ist das deine Position? Die Nummer neun?«

Als Boris nicht antwortete, sagte ich schnell: »O nein, das ist nur sein Lieblingsfußballspieler.«

»Ach ja? Ich sehe viel Fußball. Im Fernsehen, meine ich.« Er beugte sich zu Boris vor. »Welche Nummer neun ist es denn?«

»Oh, einfach nur sein Lieblingsspieler«, sagte ich wieder.

»Was Mittelstürmer angeht«, fuhr Geoffrey Saunders fort, »da mag ich am liebsten diesen Holländer, spielt für Mailand. Der ist wirklich klasse.«

Ich wollte gerade noch etwas sagen, um das mit der Nummer neun zu erklären, doch in dem Augenblick blieben wir stehen. Da sah ich dann, dass wir am Rand einer riesigen Grasfläche angekommen waren. Wie groß das Feld genau war, konnte ich nicht

abschätzen, doch ich nahm an, dass es sich sehr viel weiter hin-streckte, als wir im Mondlicht sehen konnten. Ein kräftiger Wind fegte über das Gras und in die Dunkelheit hinein.

»Wir scheinen uns verirrt zu haben«, sagte ich zu Geoffrey Saunders. »Kennst du dich hier aus?«

»O ja. Ich wohne nicht weit von hier. Leider kann ich dich im Moment nicht zu mir einladen, weil ich sehr müde bin und ins Bett muss. Aber ich würde mich sehr freuen, wenn du morgen kommen könntest. Sagen wir doch einfach, irgendwann nach neun Uhr.«

Ich schaute über das Feld hinweg und in das Dunkel hinein.

»Um ehrlich zu sein, wir haben da ein kleines Problem im Moment«, sagte ich. »Weißt du, wir waren auf dem Weg zur Wohnung dieser Frau, der wir vorhin gefolgt sind. Jetzt haben wir uns ziemlich verlaufen, und ich kenne ihre Adresse nicht. Sie sagte etwas davon, dass sie in der Nähe einer mittelalterlichen Kapelle wohnt.«

»Die mittelalterliche Kapelle? Die ist im Stadtzentrum.«

»Aha. Und kommen wir da hin, wenn wir hier weitergehen?« Ich deutete über das Feld.

»O nein, dahinten ist gar nichts mehr. Nichts als Leere. Da lebt nur einer, und zwar dieser Brodsky.«

»Brodsky«, sagte ich. »Hhm. Ich habe ihn heute im Hotel üben gehört. Diesen Brodsky scheint ihr ja hier in der Stadt alle zu kennen.«

Geoffrey Saunders warf mir einen Blick zu, der mich vermuten ließ, dass ich etwas ganz Dummes gesagt hatte.

»Na ja, schließlich lebt er schon seit vielen Jahren hier. Weshalb sollten wir ihn da nicht kennen?«

»Ja, ja, natürlich.«

»Kaum zu glauben, dass der verrückte Alte es sich in den Kopf gesetzt hat, den Taktstock zu schwingen. Aber ich will einfach mal abwarten. Viel schlimmer kann es schon gar nicht mehr kommen.

